Opp. 527 (12

Opp. 527-12

<36622416750016

<36622416750016

Bayer. Staatsbibliothek

Gotthold Ephraim Lessings

sämmtliche Schriften.

Zwölfter Theil.

Berlin, 1793.
In der Nicolaischen Buchhandlung.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Artistische
und
Antiquarische Schriften.
(Fortsetzung.)

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

möglich wäre, ohne den Stein schief zu wenden, wodurch das Werkzeug zwar weiter eindringet, aber mit einem Sotto Squadro, der dem Abdrucke nachtheilig wird. Nur daher läßt sich denn auch behaupten, „daß die schildförmigen Steine zur Abwechslung in dem mehr oder weniger Erhabenen bequemer sind," als die platten: in so fern sie es nehmlich gewissen Werkzeugen erleichtern, gegen die Mitte tiefer einzudringen, als sie wohl auf den platten eindringen können. Doch muß auch der Künstler seine Figuren nach dieser Bequemlichkeit einrichten: er muß sie so wählen oder ordnen, daß sie ihr höchstes Relief gegen die Mitte bedürfen. Denn wählt oder ordnet er sie anders, bedürfen sie ihr höchstes Relief mehr gegen den Rand: so ist ihm die Convexität des Steines gerade mehr nachtheilig, als vortheilhaft. Ueberhaupt läßt sich von der Vorzüglichkeit dieser oder jener Art der Fläche nichts Allgemeines behaupten. Nach Beschaffenheit der Figur, die darauf kommen soll, ist bald diese bald jene zuträglicher; und eben so gut, als Herr Klotz be-

haupten können, daß die schildförmige Fläche zur Abwechslung in dem mehr oder weniger Erhabenen bequem sey, eben so gut kann man auch behaupten, daß sie nicht minder bequem sey, eine Figur durchaus flach darauf zu schneiden, ohne daß darum alle Theile dieser Figur gleich nahe oder gleich weit entfernt zu seyn scheinen. Ich will ein ganz einfältiges Exempel geben, welches beyde Fälle erläutern kann. Man nehme an, es solle ein runder bauchichter Schild mitten auf einen sphärisch convexen Stein geschnitten werden. So wie man verlangt, daß sich dieser Schild auf diesem Steine zeigen soll, ob auch von seiner convexen oder von seiner concaven Seite: so wird auch der convexe Stein sich bald mehr, bald weniger dazu schicken. Soll der Schild seine convexe Seite zeigen, so ist es klar, daß der Künstler aus dem convexen Steine den Umbo des Schildes so tief herausholen kann, als er nur will, ob schon auch mit viel unnöthiger Arbeit mehr, als er auf einem platten Steine haben würde. Soll der Schild hingegen seine concave Seite zeigen,

Briefe,
antiquarischen Inhalts:

Zweyter Theil.
(Fortsetzung.)

Vier und vierzigster Brief.

Und nun die Anmerkung, welche ich sonst über die in meinem Vorigen angeführte Stelle des Herrn Lippert zu machen habe.

Also einen doppelten Nutzen hatten die schildförmigen Steine? Einmal den, den Herr Klotz so lächerlich mißverstanden? und zweytens den, daß unter dem hohen Rande, welchen die Convexität bey dem Abdrucke im Wachse zurückließ, die Figur gleichsam gesichert lag, und sich nicht so leicht drücken konnte? Aber nur diesen doppelten Nutzen hatten sie?

Es befremdet mich ein wenig, daß Herr Lippert einen dritten vergessen, der vielleicht der wesentlichste war. Wenigstens hat ihn Natter dafür erkannt, und ihm auf seiner ersten Tafel ausdrücklich zwey Figuren gewidmet. Er besteht darin, daß bey einem convexen Steine der Raum zwischen dem Werkzeuge und dem Rande des Steines größer ist, als bey einem platten, und jenes folglich in den convexen Stein weiter eindringen und einen tiefern Schnitt verrichten kann *), als ihm in den platten zu verrichten

*) Nro. 9. Ceci représente une pierre à surface convexe, avec un Outil que l'on y applique, & c'est pour montrer l'avantage qu'il y a de travailler ces sortes de pierres; car l'espace qui se trouve entre la pierre & l'Outil étant plus considerable dans une pierre convexe, que dans une pierre plate, il arrive de-là que l'Outil peut penetrer plus avant, & faire une gravure plus profonde dans la pierre convexe que dans l'autre. Voyez le No. 10, oú le même Outil touche bien plûtot aux bords de la pierre plate.

Doch nicht zu gedenken, daß dem iis sonach Gewalt geschiehet, wenn man es auf das

& a veritate & Plinii mente discedunt. Hier ist ein klares Exempel, daß Salmasius dem armen Solinus auch manchmal zu viel thut! Solinus sagt: ne offensum decus, imaginum lacunis corumperetur, und so ließ Salmasius selbst den Text des Solinus abdrucken. In der Anmerkung aber nimmt er an, als ob das Komma zwischen decus und imaginum erst nach imaginum stehe, und man lesen müsse: ne offensum decus imaginum, lacunis corrumperetur. Solinus wollte sagen, man habe die Smaragde darum nicht geschnitten, damit ihr wohlthätiger Glanz nicht durch die Vertiefungen der darin gearbeiteten Bilder verdorben werde. Salmasius aber läßt ihn sagen, „damit die sich in ihnen spiegelnden Bilder der vorstehenden Objekte nicht durch die Vertiefungen des Schnittes vereitelt würden." Und mit welchem Rechte läßt er ihn das sagen? Wenn Solinus ja einen falschen Begriff von der Spieglung auf concaver Fläche gehabt: so verdient er den Tadel deswe-

nächststehende Subject ziehet; auch ohne zu wiederholen, daß ich aus einer Parallelstelle des Plinius unwidersprechlich gezeigt habe, daß das streitige Verbot von den Smaragden überhaupt zu nehmen sey: will ich hier bloß auf den Widerspruch, der in der Sache selbst liegt, bestehen. So bequem die convexen Steine zum Schneiden sind, so unbequem müssen nothwendig, aus der nehmlichen Ursache, die concaven dazu seyn. Je weiter an jenen die Werkzeuge von dem Rande des Steines bleiben, desto geschwinder nahen sie sich ihm an diesen, und der Künstler ist alle Augenblicke genöthiget, um das Anstoßen zu vermeiden, den Stein zu wenden, und das Werkzeug mit einem Sotto Squadro hineingehen zu lassen. Endlich: sind es denn nur die concaven Smaragde, welche die Alten, weil es Smaragde waren, überhaupt zu reden,

gen doch erst in dem Folgenden, wo er sagt, cum concavi sunt, inspectantium facies aemulantur, nicht aber hier, wo er von den Smaragden überhaupt, und nicht von den concav geschliffenen insbesondere, redet.

so ist es eben so klar, daß er den ganzen Schild, wenn er will, ziemlich gleich flach schneiden und doch mit aller Täuschung vollenden kann, indem der höchste Punkt des Steines im Abdrucke den tiefsten Punkt des concaven Schildes von selbst giebt. —

Das freyere Spiel indeß, welches die Werkzeuge bey einem convexen Steine haben, erinnert mich wieder an das Vorgeben des Salmasius, welches ich in meinem fünf und zwanzigsten Briefe berührte *). Weil auch Salmasius die Nachricht des Plinius, daß man sich ehedem enthalten, die Smaragde zu schneiden, nicht so recht wahrscheinlich fand: so glaubte er den Plinius dadurch zu retten, daß er annahm, es müsse diese Nachricht nur von einer gewissen Art der Smaragde verstanden werden. Da nehmlich vor den Worten, quapropter decreto hominum iis parcitur scalpi vetitis, gleich vorhergehet: iidem plerumque & concavi, ut visum colligant; so will er, daß jenes iis

*) Theil XI. S. 190.

auf dieses concavi, nicht aber auf iidem gehe, und der Sinn dieser sey, daß nicht alle Smaragde überhaupt, sondern nur die concav geschliffenen zu schneiden verboten gewesen *).

*) In seiner Anmerkung über die Worte des Solinus: Nec aliam ob caufam placuit ut non fcalperentur (Smaragdi,) ne offenfum decus, imaginum lacunis corrumperetur. Ich setze sie ganz her, aus Ursache, die sich gleich zeigen wird. De concavis hoc tantum dicit Plinius: *Iidem plerumque & concavi, ut vifum colligant, quapropter decreto hominum iis parcitur fcalpi vetitis.* Qui concavi funt, quod vifum colligant, & colligendo magis aciem recreent & juvent, ideo tales non fcalpi placere. At nofter in univerfum fmaragdos fcalpi non folitos idcirco facit, ne oftenfum decus imaginum, fcalpturae cavis corrumperetur. Quafi ad hoc tantum expetiti fuerint fmaragdi olim, ut imagines redderent, quod fpecula melius faciunt. Praeterea, qui concavi funt, imagines non recte reddunt, fed quorum planities extenta & refupina, ut idem Plinius oftendit. Haec igitur ex aequo

ungeschnitten gelassen? In was für concave Gemmen haben sie denn sonst zu schneiden, großes Belieben getragen?

Denn ich will eben nicht sagen, daß es durchaus ganz und gar keine geschnittene Steine von concaver Fläche gegeben. Es giebt deren noch. Von einigen habe ich, — wenn ich mich recht erinnere, — irgendwo bey dem Vettori gelesen, und ein Paar habe ich selbst vor mir, da ich dieses schreibe. Aber das kann ich sagen, daß sie äußerst selten sind, und allem Ansehen nach bloß das Werk der Armuth oder des Eigensinnes gewesen. Folglich konnte die Besorgniß, daß man die theuerste Art eines so theuren Steines, als der Smaragd war, allzu häufig durch den Schnitt verderben würde, auch nicht so groß seyn, daß man ihr mit einem ausdrücklichen Gesetze hätte vorbauen müssen.

Fünf und vierzigster Brief.

Aber eben dieser Vettori hat in der nehmlichen Stelle des Plinius noch etwas ganz anders gefunden. Spuren des Vergrößerungsglases.

Denn da er selbst verschiedne alte geschnittene Steine von so außerordentlicher Kleinheit besaß, daß man mit bloßen Augen nur kaum erkennen konnte, daß sie geschnitten wären, aber durchaus nichts darauf zu unterscheiden vermochte *): so meinte er, daß sich dergleichen Steine auch nicht wohl, mit bloßen Augen gearbeitet zu

*) Differt. Glyptogr. p. 107. Exstant in Museo Victorio gemmae aliquae ita parvulae, ut lenticulae granum illis duplo majus sit; & tamen in iis vel semiexstantes figurae, vel incisae pariter spectantur: opere in area tam parvula sane admirando, quas oculo nudo vix incisas esse judicaveris.

zu seyn, denken ließen. Manni hatte schon geurtheilet, daß man den Alten das Vergrößerungsglas, oder so etwas ähnliches, nicht ganz absprechen könne; er hatte sich besonders auf die mit Wasser gefüllte gläserne Kugel, deren Seneca gedenkt, gestützet! und Vettori glaubte, durch das, was Plinius von den Smaragden sagt, iidem plerumque & concavi, ut visum colligant, diese Meinung noch mehr bestätigen zu können. Igitur, sagt er, si concavi plerumque erant apud veteres Smaragdi, ut facile visum colligere possent, sane non nisi arte optica illam cavitatem induissent, quam artem ideo perfecte scivisse praesumendum videtur. Et Neronis Smaragdum, quo ludos gladiatorios spectare consueverat, pari argumento, *concavum* fuisse, licet arguere.

Aber Vettori muß wenig von der Wissenschaft verstanden haben, von der er glaubt, daß die Alten sie so vollkommen ausgeübt. Sonst hätte er ja wohl gewußt, daß durch eine concave Fläche die Dinge kleiner, und nicht größer er-

scheinen; und daß aller Vortheil, den Hohlgläser den Augen verschaffen, nur für kurzsichtige Augen ist, für die sie die Strahlen auf eine gemäßere Art brechen. Diese Brechung aber, wenn es auch wahr wäre, daß die Alten sie gekannt hätten, würde durch visum colligere gerade nicht ausgedrückt seyn: sondern visum colligere würde sich eher von der Brechung der Strahlen durch convexe Gläser sagen lassen. Denn der Presbyte, der sich convexer Gläser bedienet, bedienet sich ihrer nur deswegen, damit die Strahlen, welche in seinem Auge zu sehr zerstreut sind, mehr gebrochen und dadurch eher an dem gehörigen Orte zusammen gebracht werden, welches denn wohl visum colligere heißen möchte. Der Myops hingegen, der zu concaven Gläsern seine Zuflucht nimmt, nimmt sie nur deswegen dazu, weil die Strahlen, welche in seinem Auge zu früh zusammen treffen, durch sie erst zerstreuet und sonach zu einer spätern Vereinigung an dem rechten Orte geschickt gemacht werden, welches gerade das Gegen-

theil von jenem ist, und schwerlich auch visum colligere heißen könnte.

Doch es ist ausgemacht, daß die Alten von diesem allen nichts gewußt haben, und die Worte des Plinius müssen nicht von gebrochenen, sondern von zurückgeworfenen Strahlen verstanden werden. Sie müssen aus der Katoptrik, nicht aus der Dioptrik erkläret werden. In jener aber lernen wir, daß, da die von einer convexen Fläche reflektirten Strahlen divergiren, die von einer concaven hingegen convergiren, nothwendig die concave Fläche das stärkere Licht von sich strahlen muß. Und diese Verstärkung des Lichts, wie folglich auch der Farbe, ist es, was Plinius durch visum colligere meinet, und warum er sagt, daß man die Smaragde meistens concav geschliffen habe.

Der Smaragd des Nero beweiset nichts. Nero kann den Fechterspielen durch einen Smaragd zugesehen haben, und gleichwohl brauchte dieser Smaragd weder concav noch convex geschliffen zu seyn. Denn Plinius sagt auch, daß

man die Smaragde ganz platt gehabt; und es kann ein solcher platter Smaragd gewesen seyn, dessen sich Nero als eines Conservativglases, vornehmlich wegen der dem Auge so zuträglichen grünen Farbe, bediente. Man betrachte nur, wie die Worte bey dem Plinius auf einander folgen, und man wird nicht in Abrede seyn, daß dieses ihre natürlichste Erklärung ist. Iidem plerumque & concavi, ut visum colligant. Quapropter decreto hominum iis parcitur, scalpi vetitis. Quanquam Scythicorum Aegyptiorumque duritia tanta est, ut nequeant vulnerari. Quorum vero corpus extensum est, eadem, qua specula, ratione supini imagines rerum reddunt. Nero princeps gladiatorum pugnas spectabat smaragdo. Wenn dieser Smaragd nothwendig zu einer von den vorerwähnten Classen müßte gehört haben, würde man ihn nicht weit eher zu denen, quorum corpus extensum est, als zu den concavis zählen dürfen? Doch Plinius hat ihn sicherlich weder zu diesen, noch zu jenen, in

so fern sie als Spiegel zu brauchen waren, wollen gerechnet wissen. Denn ein platter Smaragd, der zum Spiegel dienet, kann eben daher unmöglich auch zum Durchsehen dienen.

Gesetzt aber, daß er wirklich eine sphärische Fläche gehabt hätte, dieser Smaragd des Nero; gesetzt, daß er dem Nero wirklich die Dienste eines sphärischen Augenglases gethan hätte, daß Nero deutlicher dadurch gesehen hätte, als mit bloßen Augen, ohne zu wissen, wie oder warum, auch wohl gar sich einbildend, daß das deutlichere Sehen lediglich dem Stoffe des Steines zuzuschreiben sey; das alles, sage ich, gesetzt: so kann ich, von einer andern Seite, gerade das Gegentheil von der Vermuthung des Vettori beweisen. Der Smaragd des Nero kann schlechterdings nicht concav, er muß convex geschliffen gewesen seyn: denn, mit einem Worte, Nero war ein Presbyte. Sueton beschreibt ihn uns oculis caesiis & hebetioribus*), und Plinius sagt noch ausdrücklicher:

*) Cap. 51.

Neroni, nisi cum conniveret, ad prope admota (oculi) hebetes *).

Es würde mir schwerlich eingefallen seyn, einen so puren puten Antiquar, als Vettori, in solchen Dingen zu widerlegen, wenn ich nicht gefunden hätte, daß noch jetzt Herr Lippert in die Fußtapfen desselben getreten. Auch Herr Lippert glaubt, sich für die Vergrößerungsgläser der Alten erklären zu dürfen; und zwar aus Wahrscheinlichkeiten, die im Grunde die nehmlichen sind, auf welche Vettori drang, nur daß er sie etwas richtiger entwickelt hat**).

„Noch eine Anmerkung, schreibt er***), bey „den so subtilen Werken der alten Steinschnei„der, verdient hier einen Platz. Dieses so Fei„ne hat mehr denn ein scharf sehendes Auge er„fordert. Die Augen der Alten haben aber „deswegen nicht schärfer, als die unsrigen, ge-

*) Libr. XI. Sect. 54. Edit. Hard.

**) S die Zusätze des Herausg. XIX.

***) Vorbericht S. XXXV.

„sehen. Es ist also zu vermuthen, daß sie die „Augen, so wie es unsere heutigen Künstler „auch bey dem schärfsten Gesichte thun, manch„mal bewaffnet, und sich mit Vergrößerungs„gläsern und Brillen beholfen haben. Aber „diese verfertigen zu können, gehöret zur Diop„trik. Daß aber die Dioptrik bey den Alten „im Gange gewesen, finde ich nicht, oder doch „nur eine kleine Muthmaßung. Ich weiß „wohl, daß Euklides, ungefähr dreyhundert „Jahr vor Christi Geburt, die Mathesis und „auch die Optik gelehret, und daß hernach aus „ihm Abazen und Vitellio ihre Grundsätze zur „Optik genommen; aber daß die Dioptrik be„sonders gelehrt worden, habe ich nirgends fin„den können. So viel könnte seyn, daß man „sie zur Optik mitgerechnet, weil man den Na„men Anaclastica einer Wissenschaft beyleget, „die zur Optik mitgerechnet worden, welche es „vermuthlich gewesen ist. Man hat aber viel „ältere rund geschliffene Steine, als Euklides „ist, und die ein Alter von mehr als dreytau„send Jahren zu erkennen geben. Es wäre

„denn, daß man aus der Schrift, die man auf „den Steinen gar oft findet, und aus dem Cha„rakter der Buchstaben ihr Alter sicher angeben „könnte; aber auch da findet man, daß sie das „Alter des Euklides sehr weit übersteigen. In„deß halte ich es für gar möglich, daß die Ver„größerungsgläser sehr zeitig, und nur zufälli„ger Weise können erfunden worden seyn. Ein „einziger Tropfen Wasser, der von ungefähr „auf einen kleinen Körper gefallen war, konnte „hierzu Gelegenheit gegeben haben, ohne daß „man dabey denken darf, daß solche nach den „Regeln der Dioptrik verfertiget worden. „Denn viele alte Steine sind ganz rund und „schildförmig, wie die Mikroskopia, geschliffen; „auch brauchten die Alten öfters Krystall, oder „andere eben so reine und durchsichtige Edel„steine, besonders den Beryll. Es durfte nur „ein Krystall von ungefähr linsenförmig ge„schliffen worden seyn, so war das Vergröße„rungsglas entdeckt. Vom Nero weiß man, „daß er einen geschliffenen Smaragd gebraucht,

„um dadurch die Zuschauer, wenn er aufs Thea-
„ter kam, anzusehen *).“

Das wird einem flüchtigen Leser annehmlich genug dünken. Urtheilen Sie aber aus folgenden Anmerkungen, wie weit es für den Untersucher Stich halten dürfte.

1. Aus dem Plinius habe ich erwiesen, daß Nero ein Presbyte war. Da er nun durch seinen Smaragd nach entfernten Gegenständen blickte, (Herr Lippert sagt, nach den Zuschauern des Spektakels; Plinius, nach dem Spektakel selbst) so geschah es nicht, um den Fehler seiner Augen dadurch zu verbessern; sondern bloß, um sie weniger anzustrengen, um sie, während der Anstrengung selbst, durch das angenehme Grün des Steines zu stärken. Die Fläche desselben brauchte nicht convex zu seyn; denn er wollte nicht nahe Gegenstände so dadurch sehen, als ob die Strahlen derselben von entfernten kämen: und concav durfte sie nicht seyn; denn

*) Baccius de Gemm. natura p. 49.

sonst wären ihm die entfernten Gegenstände, nach welchen er damit sah, eben so undeutlich geworden, als ihm die nahen für das bloße Auge waren. Sondern sie mußte platt seyn, diese Fläche, und die Strahlen nach eben der Richtung durchlassen, nach welcher sie einfielen. Als ein platter durchsichtiger Körper aber, hatte der Smaragd des Nero mit den Brillengläsern nichts weiter gemein, als in so fern man auch die bloßen Conservativgläser Brillengläser nennen will, ob sie schon zur Schärfung des Gesichts nichts beytragen, von welcher gleichwohl die Rede ist. Ich finde, daß selbst Baccius, den Herr Lippert anführt, den Plinius nicht anders verstanden hat. Smaragdus, schreibt er, Neronis quoque gemma appellatur, quem gladiatorum pugnas Smaragdo, tanquam speculo, spectasse ajunt: & mea quidem sententia, ut ejus aspectu oculorum recrearet aciem, qua ratione nos quoque crystallo, vitrisque viridibus, cum fructu utimur. Herr Lippert durfte also den Baccius für seine Meinung eben

so wenig anführen, als er ihn für das Factum selbst hätte anführen sollen. Nur hätte Baccius auch die Worte, tanquam speculo, weglassen müssen. Sie streiten mit dem Durchsehen schlechterdings; und auch Plinius, wie ich schon angemerkt, sagt nicht, daß der Gebrauch, den Nero von seinem Smaragde gemacht, der nehmliche gewesen, den man von dergleichen Steinen zu Spiegeln zu machen gepflegt. Er erwähnet dieses doppelten Gebrauchs nur gleich auf einander; aber einen durch den andern zu erklären, hat ihm unmöglich einkommen können. Wenn Baccius erkannte, daß Nero durch seinen Smaragd gesehen: so hätte er nicht sagen müssen, daß dieses tanquam speculo geschehen. Wollte er aber annehmen, daß Nero sich seines Smaragds tanquam speculo bedient habe; so mußte jenes wegfallen; denn er hatte sich den Stein, entweder als völlig undurchsichtig, oder wenigstens als auf der hintern Seite geblendet, zu denken.

2. Es würde wenig daran gelegen seyn, ob die Alten ihre dioptrischen Kenntnisse zugleich mit der Optik oder besonders, ob unter diesem oder unter einem andern Namen, gelehrt hätten: wenn man ihnen nur überhaupt dergleichen einräumen könnte. Und doch ist Herr Lippert auch darin falsch berichtet, daß sie eine eigene Wissenschaft unter dem Namen der Anaklastik gehabt. Wenn ich nicht irre, so ist dieser Name noch neuer, als selbst der Name Dioptrik: wenigstens ist gewiß, daß noch zu den Zeiten des Proklus, im fünften Jahrhunderte nach Christi Geburt, keine eigene Wissenschaft weder unter diesem, noch unter jenem Namen bekannt war. Die Alten wußten zwar, daß die Strahlen, wenn sie durch Mittel von verschiedener Dichte gehen, eine ανακλασιν (Brechung) leiden; aber nach welchen Gesetzen diese Brechung geschehe, davon wußten sie schlechterdings nichts. Sie erklärten aus dieser Brechung überhaupt, so ungefähr einige wenige Erscheinungen der durch verschiedene natürliche Mittel gehenden Strahlen: aber mit dem

künstlichen Mittel des Glases hatten sie keine Versuche angestellt, und es blieb ein tiefes Geheimniß für sie, wie sich durch die verschiedene Fläche dieses künstlichen Mittels, die Brechung in unsere Gewalt bringen lasse *).

3. Doch Herr Lippert giebt die theoretischen Kenntnisse der Alten hiervon endlich selbst auf, und meint nur, daß sie Vergrößerungsgläser könnten gehabt haben, auch ohne daß solche nach den Regeln der Dioptrik verfertiget worden. Das ist wahr: bediente man sich doch in den neuern Zeiten der Brillen schon an die dreyhundert Jahre, ehe man eigentlich erklären konnte, wie sie der Undeutlichkeit abhelfen **). Aber die bloße Möglichkeit beweiset nichts; auch selbst die Leichtigkeit, mit der diese Möglichkeit alle Augenblicke wirklich werden können, beweiset nichts. Die leichtesten Entdeckungen, müssen nicht eben die frühesten gewesen seyn. Im Grunde mochte diese Leichtigkeit auch wohl

*) S. Zus. XX.

**) S. Kästners Lehrbegriff der Optik S. 366.

so groß nicht seyn, als sie Herr Lippert macht. Die Steine, welche die Alten am häufigsten schnitten, waren wenig oder gar nicht durchsichtig; und wenn auch der reinste Krystall von ungefähr linsenförmig geschliffen gewesen wäre, so war darum doch noch lange nicht das Vergrößerungsglas entdeckt. Denn ein von ungefähr linsenförmig geschliffener Krystall wird auch nur ungefähr linsenförmig seyn, und also die Figur des unterliegenden kleinen Körpers zwar vergrößern, aber auch verfälschen. Was konnte der, der die Vergrößerung bemerkte, also für besondern Nutzen daraus hoffen, wenn er noch von der Vermuthung so weit entfernt war, daß die Verfälschung aus der mindern Genauigkeit der sphärischen Fläche entstehe, und durch Berichtigung dieser, jener abzuhelfen sey?

4. Endlich, wozu denn überhaupt dieser von ungefähr linsenförmig geschliffene Krystall? Weiß man denn nicht, daß die Alten dem Vergrößerungsglase noch näher waren, als ein solcher Krystall sie bringen konnte, und es dennoch nicht hatten? — Folgende Stelle in Smith's

Optik hat mich daher ein wenig befremdet *). „Da die Alten die Wirkungen der Kugeln, zu „brennen, gekannt haben, so ist zu verwundern, „daß wir bey ihnen gar keine Spur finden, daß „sie etwas von derselben Vergrößerung gewußt. „Sollten sie wohl niemals durch eine Kugel ge„sehen haben? Herr de la Hire erklärt dieses. „Die Brennweite einer gläsern Kugel ist der „vierte Theil des Durchmessers, von der näch„sten Fläche gerechnet. Hätten die Alten eine „solche Kugel von 6 Zoll gehabt, und größer „dürfen wir es nicht annehmen, so müßte eine „Sache, die sie deutlich hätten dadurch sehen „sollen, 1 ½ Zoll von ihr gestanden haben. Na„türlicher Weise haben sie dadurch nach ent„fernten Sachen gesehen, die ihnen nur un„deutlich erschienen sind. Weite Sachen deut„lich zu sehen, erfordert entweder eine größere „Kugel, als sich verfertigen läßt, oder Abschnitte „von großen Kugeln, die wir jetzt mit Vortheil „gebrauchen. Die Alten wußten vermuthlich

*) S. 381.

„nicht, das Glas zu schleifen, sie konnten es „nur in Kugeln blasen.“ Ich glaube nicht, daß diese Erklärung des de la Hire sehr befriedigend seyn könnte, falls auch schon die Sache, die sie erklären soll, ihre Richtigkeit hätte. Wenn die Alten, durch ihre gläserne Kugel von 6 Zoll, nach entfernten Gegenständen sahen, mußten sie nicht nähern vorbey sehen? und wie leicht konnte sich nicht ein Gegenstand gerade in der Entfernung finden, welche die Brennweite der Kugel erforderte? Wahrlich, es wäre ganz unbegreiflich, wenn eine solche Kugel niemals von ungefähr so gelegen hätte, niemals von ungefähr wäre so geführet und gehalten worden, daß das Auge einen Gegenstand durch sie, von ungefähr, eben da erblickt hätte, wo sie ihn nach Maßgebung ihres Diameters vergrößern kann. Es wäre unbegreiflich, sage ich: aber gut, daß wir diese Unbegreiflichkeit nicht zu glauben nöthig haben. Denn die Voraussetzung selbst ist falsch, und es finden sich allerdings Spuren, daß die Alten die Wirkung der gläsernen Kugel, zu vergrößern, eben so wohl ge-

kannt

kannt haben, als die, zu brennen. Was Spuren? Das ausdrückliche Zeugniß des Seneca*): Litterae quamvis minutae & obſcurae, per vitream pilam aqua plenam majores clarioresque cernuntur, dieſes, meine ich, iſt ja wohl mehr als Spur; und es iſt nur Schade, daß es Smithen ſo wohl als dem de la Hire unbekannt geblieben. Zwar hatte ſchon Petrarch, ohne Zweifel in Rückſicht auf die Stelle des Seneca, dieſes Mittel, das Geſicht zu verſtärken, den Alten zugeſtanden: doch glaube ich, iſt unter den neuern Schriftſtellern Manni der erſte, der in ſeinem Traktate von Erfindung der Brillen, welcher erſt 1738 herauskam, als de la Hire und Smith ſchon geſchrieben hatten, ſich ausdrücklich darauf bezogen. Aber Manni war wohl der nicht, der uns zugleich erklären konnte, wie es gekommen, daß, ungeachtet dieſer Vergrößerungskugel, von welcher bis zu dem eigentlichen Vergrößerungsglaſe nur ſo ein kleiner Schritt zu ſeyn ſcheint, die Alten dennoch

*) Natural. quaeſt. lib. I. cap. 6.

diesen kleinen Schritt nicht gethan. Daß sie das Glas nicht zu schleifen verstanden, möchte ich mit dem de la Hire nicht gern annehmen. Ich weiß wohl, er meinet nicht das Schleifen überhaupt, sondern das Schleifen in Schalen von gewissen Cirkelbogen. Wenn ihnen das aber auch unbekannt gewesen wäre: wie hätten sie nicht darauf fallen können, das Glas in dergleichen Schalen so fort zu gießen, und es hernach aus freyer Hand vollends fein zu schleifen? Ganz gewiß würden sie darauf gefallen seyn, wenn sie nur im geringsten vermuthet hätten, daß die Sache überhaupt auf die sphärische Fläche ankomme. Und hier meine ich, zeigt sich der Aufschluß des ganzen Räthsels. Es währte nur darum noch so viele Jahrhunderte, ehe man von der mit Wasser gefüllten gläsernen Vergrößerungskugel auf die Vergrößerungsgläser überhaupt kam, weil man die Ursache der Vergrößerung nicht in der sphärischen Fläche des Glases, sondern in dem Wasser glaubte. Daß dieses der allgemein angenommene Gedanke der Alten gewesen, ist gewiß;

und selbst die Worte, die vor der angeführten Stelle des Seneca unmittelbar vorher gehen, bezeugen es: Omnia per aquam videntibus longe esse majora. Auch darf man gar nicht meinen, daß sie, besonders in diesem Falle, die Ursache der Vergrößerung dem Wasser zuschreiben, in so fern es in der hohlen sphärischen Kugel gleichfalls in eine sphärische Fläche zusammen gehalten wird. Nein; an die sphärische Fläche dachten sie ganz und gar nicht: sie dachten einzig an eine gewisse Schlüpfrigkeit des Wassers, vermöge welcher die ungewissen Blicke so abgleiteten, so — was weiß ich, wie und was? Mit Einem Worte: diese Schlüpfrigkeit war nicht viel anders als eine qualitas occulta, durch die sie die ganze Erscheinung mit eins erklärten. — Und so dünkt mich, ist es fast immer gegangen, wo wir die Alten in der Nähe einer Wahrheit oder Erfindung halten sehen, die wir ihnen gleichwohl absprechen müssen. Sie thaten den letzten Schritt zum Ziele nicht darum nicht, weil der letzte Schritt der schwer-

ste ist, oder weil es eine unmittelbare Einrichtung der Vorsicht ist, daß sich gewisse Einsichten nicht eher als zu gewissen Zeiten entwickeln sollen: sondern sie thaten ihn darum nicht, weil sie, so zu reden, mit dem Rücken gegen das Ziel standen, und irgend ein Vorurtheil sie verleitete, nach diesem Ziele auf einer ganzen falschen Seite zu sehen. Der Tag brach für sie an: aber sie suchten die aufgehende Sonne im Abend.

5. War sie nun einmal da, die gläserne Kugel des Seneca, durch welche man noch so kleine und unleserliche Buchstaben deutlicher und größer erblickte: warum hätte man sich ihrer nicht auch bey andern, wegen ihrer Kleinheit schwer zu unterscheidenden Gegenständen bedienen können? — Du Cange theilte dem Menage eine Stelle aus einem noch ungedruckten Gedichte des Procoprodomus mit, welcher um das Jahr 1150 lebte, wo es von den Aerzten des Kaisers Emanuel Comnenus heißt:

Ἐρχονται, βλεπουσιν ἐυθυς, κρατουσι τον σφυγμον του·
Θωρουσι και τα σκυβαλα μετα του ὑελιου —

„sie kommen, betrachten ihn starr, fühlen ihm „an den Puls, und beschauen die Auswürfe „mit dem Glase.“ Menage war Anfangs nicht ungeneigt, unter diesem Glase eine Brille oder sonst ein Vergrößerungsglas zu verstehen: endlich aber hielt er es für wahrscheinlicher, daß bloß ein Glas darunter verstanden werde, welches über das Gefäß, worin die Auswürfe waren, gelegt wurde, um den üblen Geruch abzuhalten. Molineux und Smith stimmen dieser Auslegung bey; und letzterer mit dem Zusatze, daß sonach die Stelle auch wohl nur bloß von der Besichtigung des Harnes zu erklären sey. Ja Manni selbst sagt *): „dies ist in der That „auch der wahre Verstand; wie man eben diese „Gewohnheit noch heutiges Tages an einigen „Orten findet: oder man müßte das Glas für „eine Art von lente erklären; wiewohl ich „zweifle, daß die Alten dergleichen Gläser ge-

*) Nach der deutschen Uebersetzung, in dem 7ten Theile des Allgemeinen Magazins. S. 9.

„habt haben." Aber wenn Manni hieran auch mehr, als gezweifelt hätte; wenn er völlig überzeugt gewesen wäre, daß die Alten dergleichen Gläser schlechterdings nicht gehabt: folgte denn deswegen nothwendig jenes? Die Alten hatten keine linsenförmig geschliffenen Vergrößerungsgläser: folglich war das Glas, wodurch die alten Aerzte die Excremente ihrer Kranken betrachteten, „mehr die Nase zu schützen, als den Augen zu helfen?" Ein Arzt, dächte ich, sollte so ekel nicht seyn, und wenn er aus der genauern Betrachtung des Kothes etwas lernen kann, sich lieber die Nase zuhalten, als den Koth weniger genau betrachten wollen. Das μετα τȣ ὑελιȣ sagt also wohl etwas mehr: und warum könnte denn auch nicht eben die gläserne Kugel des Seneca darunter verstanden werden, die Manni selbst so wohl kannte? Es befremdet mich, daß Manni auf diesen so natürlichen Gedanken nicht fiel. Aber er würde ohne Zweifel darauf gefallen seyn, wenn er gewußt oder sich eben erinnert hätte, daß es den alten Aerzten gewöhnlich gewesen, sich einer vollkommen ähn-

lich gläsernen Kugel zu einer verwandten Absicht zu bedienen. Invenio Medicos, sagt Plinius *), quae sunt urenda corporum, non aliter utilius id fieri putare, quam crystallina pila adversis posita solis radiis. Hier ist dem Plinius diese Kugel von Krystall; an einem andern Orte ist es ebenfalls eine gläserne mit Wasser gefüllte Kugel **). Sie sey aber von Krystall oder von Glas, mit oder ohne Wasser gewesen: genug, daß die nehmliche durchsichtige Kugel, welche brennet, nothwendig auch vergrößern muß, und daß es schwer zu begreifen ist, wie man sich ihrer lange zu der einen Absicht bedienen kann, ohne die andere gewahr zu werden. — Ein Umstand nur, dürfte hierbey auffallen. Dieser nehmlich; wenn die Kugel, womit die Aerzte brannten, durch die sie folg-

*) Libr. XXXVII. Sect. 10.

**) Libr. XXXVI. Sect. 67. Addita aqua vitreae pilae sole adverso in tantum excandescunt, ut vestes exurant.

lich auch die Dinge vergrößert erblicken mußten, nicht von Glas, nicht hohl, nicht mit Wasser gefüllt, sondern durch und durch Krystall war: so müßte ja wohl das falsche, die Alten nach meiner Meinung von Entdeckung der eigentlichen Vergrößerungsgläser entfernende Raisonnement, als liege der Grund der Vergrößerung in den Bestandtheilen des Wassers, wegfallen; und was hinderte die Alten sodann, die Wahrheit, die ihnen unmöglich näher liegen konnte, zu ergreifen? Hierauf könnte man antworten: das Zeugniß des Plinius ist später, als das Zeugniß des Seneca; zu den Zeiten des Seneca brannte und vergrößerte man nur noch durch gläserne mit Wasser gefüllte Kugeln; zu den Zeiten des Plinius wußte man, daß sich beydes auch durch dichte krystallene Kugeln thun lasse; und das war eben der Schritt, welchen die Kenntniß der Alten in diesem Zeitraume gethan hatte. Oder man könnte eben das antworten, was Salmasius *), bey Gelegenheit einer an-

*) Ad Solinum p. 1092. Edit. Paris.

dern Stelle des Plinius sagt: Vitrum pro crystallo accepit Plinius; το κρυσταλλοφανες ἀντι της κρυσταλλου. Die Kugel, von der er gelesen hatte, daß sie die Aerzte zum Brennen brauchten, war von Krystallglase, und nicht von wirklichem Krystalle; es war die nehmliche Kugel, die er an der andern Stelle beschreibt; also die nehmliche Kugel, mit der Seneca vergrößerte. Auch ist es überhaupt den Schriftstellern damaliger Zeit gewöhnlich, alle Körper in candido translucentes, es mochten Produkte der Natur oder der Kunst seyn, das reine Glas sowohl als die edlern farblosen Steine, crystalla zu nennen. Doch wozu nur so halb befriedigende Antworten? Die volle Antwort, dünkt mich, ist diese: es sey die Brennkugel des Plinius immer von wirklichem Krystall gewesen; wer sagt uns denn, daß sie dichte durch, Krystall gewesen? Krystall läßt sich hohl drehen, und die Alten haben es hohl zu drehen verstanden. Was hinderte also, daß die wirklich krystallene Kugel, durch welche die Alten

brannten und vergrößerten, nicht auch mit Wasser gefüllt gewesen? Nichts hinderte; vielmehr fand sich die nehmliche Ursache, warum sie die Kugel von Glas mit Wasser füllen zu müssen glaubten, vollkommen auch bey der Kugel von Krystall. Sie füllten die Kugel von Glas mit Wasser, weil sie sich einbildeten, daß ohne die dazu kommende Kühlung des Wassers, das Glas die erforderliche Erhitzung durch die Sonnenstrahlen nicht aushalten könnte; daß es ohne Wasser springen müßte. Das sagt Plinius selbst ausdrücklich: Eſt autem coloris impatiens (vitrum,) ni praecedat frigidus liquor: cum addita aqua vitreae pilae ſole adverſo in tantum excandeſcant, ut veſtes exurant. Nun aber glaubten sie auch von dem wirklichen Krystall, daß es die Hitze eben so wenig vertragen könne, und mußten es, vermöge der seltsamen Meinung, die sie von der Entstehung des Krystalles hatten, um so vielmehr glauben *).

*) Plinius lib. XXXVII. ſect. 9. Cryſtallum glaciem eſſe certum eſt — ideo coloris impatiens non niſi frigido potui addicitur.

Folglich konnte gleiche Besorgniß nicht wohl anders, als gleiche Vorsicht veranlassen; füllten sie die gläserne Brennkugel mit Wasser, so mußten sie auch die krystallene damit füllen.

6. Und nun, dem Herrn Lippert wieder näher zu treten: was ist es, was er eigentlich mit seiner Muthmaßung, die Brillen und Vergrößerungsgläser der Alten betreffend, will? Warum trägt er sie vor? warum trägt er sie eben hier vor? Er trägt sie vor, ohne Zweifel, weil er sie für neu hielt, wenigstens den Grund für neu hielt, den er von den durchsichtigen bauchicht geschliffenen Steinen für sie hernahm. Aber warum hier? hier, wo die Rede von den so bewundernswürdig kleinen Werken der alten Steinschneider war? Glaubt Herr Lippert wirklich, daß dergleichen Werke durch ein Vergrößerungsglas leichter und besser zu machen sind, als mit bloßem Auge? Ich habe mir das Gegentheil sagen lassen, und außerordentliche Künstler im Kleinen, deren ich mehr als Einen kenne, haben mich alle versichert, daß ihnen ein Vergrößerungsglas bey der Arbeit

schlechterdings zu nichts dienen könne, da es Stein und Instrument und Hand, alles gleich sehr vergrößere. Es ist wahr, sie können durch das Vergrößerungsglas erkennen, wie viel ihrer Arbeit an der Vollendung noch fehlen würde, wenn sie bestimmt wäre, dadurch betrachtet zu werden. Aber da es lächerlich wäre, nur deswegen kleine Kunstwerke zu machen, um das Vergnügen zu haben, sie durch das Glas vergrößert zu sehen: so sind alle Mängel, die man nur durch das Glas erblickt, keine Mängel, und der Künstler braucht nur denen abzuhelfen, die ein gesundes unbewaffnetes Auge zu unterscheiden vermag. Aber auch hierbey muß er die größere Schärfe seines Gesichts, so zu reden, in der Hand haben; er muß mehr fühlen, was er thut, als daß er sehen könnte, wie er es thut. Wenn also auch schon die alten Steinschneider, es sey die gläserne Vergrößerungskugel des Seneca, oder einen durchsichtigen sphärisch geschliffenen Stein, zu brauchen gewußt hätten: wozu hätten sie ihn eben brauchen müssen? Und nur daher begreif' ich, wie jene gläserne Vergröße-

rungskugel zu den Zeiten des Plinius bekannt seyn konnte, ohne daß er ihrer jemals, bey so vielfältiger Erwähnung mikrotechnischer Werke, gedenket: da er im Gegentheil verschiedene Mittel, deren sich besonders die Steinschneider bedienten, die natürliche Schärfe ihres Gesichts zu erhalten und zu stärken, sorgfältig anmerkt*). Andere alte Schriftsteller gedenken noch anderer solcher Mittel, die man alle jetziger Zeit, da der Gebrauch der Vergrößerungsgläser so allgemein geworden, unstreitig zu sehr vernachlässiget: so daß die Frage, ob der Sinn des Gesichts bey den Alten, oder bey den Neuern der schärfere sey? eine Unterscheidung erfodert. Wir sehen mehr, als die Alten; und doch dürften vielleicht unsere Augen schlechter seyn, als die Augen der Alten: die Alten sahen weniger, als wir; aber ihre Augen, überhaupt zu reden, möchten leicht schärfer gewesen seyn, als unsere.— Ich fürchte, daß die ganze Vergleichung der Alten und Neuern hierauf hinauslaufen würde.

*) Lib. XX. sect. 51. & lib. XXXVII. sect. 16.

Sechs und vierzigster Brief.

Ich habe mich bey der ersten Klotzischen Anmerkung über das Mechanische der Steinschneidekunst etwas lange verweilet. Bey der zweyten werde ich um so viel kürzer seyn können. Sie lautet so *):

„Die natürlichen Adern und Flecken eines „Steines dienten den Alten bey erhabnen ge„schnittenen Werken oft zur Erreichung ihres „Endzwecks, die jedem Dinge eigenen Farben „zu geben und die schönste Malerey zuwege zu „bringen. Sie wußten hierdurch ihren Wer„ken eine Lebhaftigkeit zu geben, die sich der „Natur näherte, und machten dem Maler sei„nen Vorzug zweifelhaft. Die Farben sind so „gebraucht, daß die Farbe, welche zu einer Sa„che angewandt worden, sich nicht auf eine an-

*) S. 53.

„dere zugleich mit erstreckt, und alle Unordnung „ist vermieden."

Welch schielendes Wortgepränge! welche abgeschmackte Uebertreibung von der etwanigen Wirkung eines glücklichen Zufalls, oder einer ängstlichen Tändeley! Also war es, bey erhaben geschnittenen Werken, der Endzweck der Alten, „jedem Dinge die ihm eigene Farbe zu geben?" Der Endzweck! kann man sich ungereimter ausdrücken? Und diesen Endzweck halfen ihnen die natürlichen Adern und Flecken des Steines erreichen? und so erreichen, daß die schönste Malerey daraus entstand? Die schönste Malerey! Eine Malerey, die dem Maler seinen Vorzug zweifelhaft macht! Kann man kindischer hyperbolisiren? Gerade so würde ein spielendes Mädchen, das Kupferstiche ausschneidet, und sie mit bunten seidenen Fleckchen auslegt, dem Maler seinen Vorzug zweifelhaft machen.

Was kann ich mehr von der ganzen Anmerkung sagen, als was bereits ein Gelehrter davon gesagt hat, welcher gleichfalls sein freymüthiges Urtheil über die Schrift des Herrn Kloß

fällen wollen, ohne sich vor dem Kothe zu fürchten, den Lotterbuben dafür auf ihn werfen würden? „Ich habe, sagt Herr Raspe *), viele „geschnittene Steine dieser Art gesehen. Sie „kommen mir vor, als die Akrosticha und Chro„nodisticha in der Poesie. Viel Zwang und et„was Farbe ist gemeiniglich ihr ganzes Ver„dienst." Auch Herr Lippert erkennet diesen Zwang fast an allen so malerisch geschnittenen Steinen, die er seiner Daktyliothek dem ungeachtet einverleiben wollen. Wozu also so viel Aufhebens davon in einem Büchelchen, das die Gemmen hauptsächlich zu Bildung des Kunstauges und des Geschmackes empfiehlt? Hier würde vielmehr gerade der Ort gewesen seyn, die Liebhaber vor dergleichen Afterwerken der Kunst zu warnen.

Setzen Sie noch hinzu, daß die besten unter diesen Afterwerken der Kunst, diejenigen, meine ich, welche die richtigste ungezwungenste Zeichnung und Anordnung zeigen, vielleicht

*) Anmerkungen rc. S. 31. (Cassel 1768.) in 12.

Betrug sind: ich will sagen, daß sie nicht aus Einem Steine bestehen, dessen Streife von verschiedener Farbe man so kunstreich genutzet, sondern daß es verschiedene Steine sind, die man so unmerklich auf einander zu setzen verstanden. Sardonyches, sagt Plinius *), e ternis glutinantur gemmis, ita ut deprehendi ars non possit: aliunde nigro, aliunde candido, aliunde minio, sumtis omnibus in suo genere probatissimis.

Schlimm! und Betrug bleibt Betrug, er mag noch so fein seyn. — Aber doch ist auch so viel wahr, daß es einem Künstler weit anständiger ist, den Stoff, in den er arbeitet, seinen Gedanken, als seine Gedanken dem Stoffe zu unterwerfen **).

*) Libr. XXXVII. Sect. 75.

**) S. Zus. XXI.

Sieben und vierzigster Brief.

Es versteht sich, daß ich unter dem Tadel meines vorigen Briefes nicht die eigentlichen Cameen mit begreife.

Sie werden mich fragen: was ich eigentliche Cameen nenne? Solche erhaben geschnittene Steine, die allein diesen Namen führen sollten. Ich weiß wohl, daß man jetzt einen jeden erhaben geschnittenen Stein einen Camee nennet. Ich weiß aber auch, daß dieses weder immer geschehen, noch jetzt von uns geschehen müßte, wenn wir genuin und bestimmt sprechen wollten.

Eigentlich heißt ein Camee nur ein solcher erhaben geschnittener Stein, welcher zwey Schichten von verschiedener Farbe hat, deren eine die erhabene Figur geworden, und die andere der Grund derselben geblieben. Dieses

bekräftiget für mich Boot *): Dum crusta unius coloris scalpitur, ac alterius coloris pro

*) Lib II. cap. 84. p. 234. Edit. Adr. Tollii. Ich citire hier den Boot, weil sein Werk, mit den Anmerkungen und Zusätzen des Tollius und Laet, unstreitig das vollständigste und gewöhnlichste Handbuch in dieser Art von Kenntnissen ist. Denn sonst hätte ich eben so wohl andere, als z. E. den Cäsalpinus, citiren können, welcher libr. II. de Metallicis cap. 36. das Nehmliche, fast mit den nehmlichen Worten, sagt: scalpunt gemmarii has (Onychas) vario modo. Si enim crusta alba alteri nigrae superposita sit, aut secundum alios colores, ut rubens, albae aut nigrae, aut e converso, scalpunt in superiori imaginem, ut inferior veluti stratum sit, has vulgo Cameos vocant. Es ist bekannt, daß Cäsalpinus einige Jahre früher als Boot schrieb; und aus solchen gleich lautenden Stellen hat daher Caylus den Boot zum Plagiarius des Cäsalpinus zu machen, kein Bedenken getra-

ſtrato relinquitur, tum gemmarii *Camehujam* vel *Cameum* vocant, ſive Onyx, ſive Sardonyx ſit. Es iſt gleich viel, welche von den Schich-

gen. „Dieſer Schriftſteller,“ ſchreibt Caylus, (in ſeiner Abhandlung vom Obſidianiſchen Steine S. 31. deutſche Ueb.) „hat oft „ganze Stücke aus dem Texte des Cäſalpi„nus abgeſchrieben, indem er nur einige Aus„drücke daran verändert, oder hinzugeſetzt. „Er iſt nicht zu entſchuldigen, daß er hiervon „gar nichts gedenkt und den Cäſalpinus unter „der Zahl der Schriftſteller, deren er ſich bey „Verfertigung ſeines Werks bediente, nicht „einmal genennt hat.“ Dieſe Anklage iſt hart: aber Boot hat ein Verzeichniß ſo vieler andern Schriftſteller, die er gebraucht, ſeinem Werke vorgeſetzt; warum ſollte er nun eben den Cäſalpinus ausgelaſſen haben, wenn er ihn wirklich gebraucht hätte? Er hätte ihn doch wahrhaftig nicht mehr gebraucht, als irgend einen andern. Folglich kann es gar wohl seyn, daß Boot mit ſeinem Buche, das 1609 zuerſt gedruckt ward, längſt fertig war,

ten der Künstler zu der Figur nimmt, ob die lichtere, oder die dunklere: aber freylich, wenn ihm die Wahl frey stehet, wird er lieber die dazu nehmen, deren Farbe für die Figur die natürlichste oder schicklichste ist; wenn er einen Mohrenkopf z. E. auf einen Onyx schneiden soll, der eine gleich hohe weiße und schwarze

als das Buch des Cäsalpinus zu Rom herauskam, oder in Deutschland durch den Nürnberger Nachdruck von 1602 bekannter ward. Ich wüßte auch wirklich nicht, was Boot nur aus dem Cäsalpinus hätte nehmen können; was er nicht eben so gut schon in ältern Schriftstellern hätte finden können. Wo er daher mit dem Cäsalpinus, mehr als von ungefähr geschehen könnte, zusammen zu treffen scheinet, dürfen sie beyde nur Eine Quelle gebraucht haben. Ja, ich wollte es wohl selbst auf mich nehmen, bey den mehresten Stellen, wo Caylus den Boot für den Ausschreiber des Cäsalpinus halten können, diese, Beyden gemeinschaftliche Quelle nachzuweisen.

Schichte hat, so wäre es wohl sehr ungereimt, wenn er die weiße zum Kopfe und die schwarze zum Grunde nehmen wollte. Hier muß er der Farbe nachgehen, weil er ihr nachgehen kann, ohne seiner Kunst den geringsten Zwang anzuthun: und von diesem Malerischen des Steinschneiders, sehen Sie wohl, habe ich nicht reden wollen.

Uebrigens kann es jedoch bey dem jetzigen Sprachgebrauche nur bleiben, und es mag immerhin ein jeder erhaben geschnittener Stein ein Camee heißen, ob schon die von Einer Farbe so nicht heißen sollten. Aber das Wort Camee selbst? — Ich bekenne Ihnen meine Schwäche: mir ist es selten genug, daß ich ein Ding kenne, und weiß, wie dieses Ding heißt; ich möchte sehr oft auch gern wissen, warum dieses Ding so und nicht anders heißt. Kurz, ich bin einer von den entschlossensten Wortgrüblern; und so lächerlich als vielen das etymologische Studium vorkömmt, so geringfügig mir es selbst, mit dem Studio der Dinge verglichen, erscheinet, so erpicht bin ich gleichwohl darauf.

Der Geist ist dabey in einer so faulen Thätigkeit; er ist so geschäftig und zugleich so ruhig, daß ich mir für eine gemächliche Neugierde keine wollüstigere Arbeit denken kann. Man schmeichelt sich mit dem Suchen, ohne an den Werth des Dinges zu denken, das man sucht: man freuet sich über das Finden, ohne sich darüber zu ärgern, daß es ein Nichts ist, was man nun endlich nach vieler Mühe gefunden hat.

Aber jede Freude theilt sich auch gern mit: und so müssen Sie sich schon das Wort Camee von mir erklären lassen.

Wir neuern Deutschen haben Camee unstreitig gerade zu, von dem Italiänischen Cameo entlehnt. Meine Untersuchung muß also auf dieses, oder auf das ihm entsprechende französische Camayeu gehen. Nun lassen Sie uns fürs erste den Menage *) unter Camayeu nachschlagen, und die daselbst gesammelten Ableitungen erwägen. Gaffarel und Huet machen

*) Dict. Etym. de la Langue Fr.

es ursprünglich zu einem hebräischen, Menage selbst aber zu einem griechischen Worte.

Gaffarel sagt, Camayeux hießen in Frankreich figurirte Achate, und weil man wässerichte oder gewässerte Achate habe, welche vollkommen wie Wasser aussähen *), so hätten die Juden, die seit langer Zeit in Frankreich gewohnet und in deren Händen der Steinhandel größten Theils gewesen, das Wort vielleicht von dem Hebräischen Chemaija gemacht; welches so viel heiße, als Himmlische Wasser, oder, nach dem eigenen Ausdrucke dieser Sprache, sehr schöne Wasser. — Aber was sind wässerichte oder gewässerte Achate? Was sind Achate, die vollkommen wie Wasser aussehen? Sind das Achate, die so klar sind wie das reinste Wasser? oder Achate, deren vielfarbige Flecken den Wellen des Wassers gleichen? Und waren die figurirten Steine denn nur solche Achate, solche seltene Achate? Gab es denn nicht eben so viele,

*) A cause qu'on voit des Achates ondées, representant parfaitement de l'eau.

nicht unendlich mehrere, die mit dem Wasser durchaus nichts ähnliches hatten? Kaum daß ein so seichter Einfall eine ernstliche Widerlegung verdienet.

Gründlicher wäre noch der Einfall des Huet. Auch Huet leitete Camayeu aus dem Hebräischen her: aber von Kamia, welches etwas bedeute, das man an den Hals hänget, um dem Gifte oder andern Schädlichkeiten zu widerstehen; mit Einem Worte, ein Amulet. Denn, sagt er, man legte dergleichen Steinen, auf die von Natur irgend eine Figur geprägt ist, sehr große Tugenden bey *). Doch Huet hätte wissen sollen, daß Kamia nicht eigentlich ein Hebräisches, sondern ein Rabbinisches Wort ist; das ist, ein solches, welches die Juden selbst aus einer fremden Sprache entlehnet haben. Und so fragt sich: aus welcher? und was bedeu-

D 5

*) Parcequ'on attribuoit de grandes vertus à ces pierres, qui sont empreintes naturellement de quelques figures.

tet dieses Wort in der Sprache, aus der sie es entlehnt haben?

Menage würde uns desfalls zu dem Griechischen verwiesen haben. Denn er sagt, Camayeu komme her von χαμαι tief, weil sie tief gegraben worden *). Aber wie? es sind ja gerade nicht die tief, sondern die erhaben geschnittenen Steine, die man vorzüglich Camayeux nennet.

Außer diesen Ableitungen, ist mir weiter keine bekannt, als die von καυμα, die Cerutus **) (nach dem Camillus Leonardus glaub' ich) angiebt. Καυμα heißt Brand; und daher sey Camae gemacht, weil diese Art Steine an sulphurischen und heißen Orten gefunden würden.

*) A cause du creux où ces pierres sont taillés.

**) Muſ. Calceolar. Sect. III. p. 212. Camae a nonnullis vocantur, sumta denominatione a voce graeca καυμα, quod est idem quod incendium: dicunt namque in locis sulphureis & calidis inveniri.

Cerutus versteht die Onyxe darunter; aber woher beweiset er, daß die Onyxe nur an solchen Orten erzeuget würden? Und gesetzt, er bewiese es; wie hat man den Namen Camee, in diesem Verstande, gleichwohl nur den geschnittenen Onyxen beygelegt? Was hatten diese vor den ungeschnittenen Onyxen voraus, daß man sie allein nach ihrem Erzeugungsorte benennte?

Noch kahler werden Ihnen alle diese Grillen, gegen die wahre Abstammung gestellet, erscheinen. Ich will Ihnen sagen, wie ich auf diese gekommen bin. Die mineralogischen Schriftsteller des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts haben mich darauf gebracht, und Sie wissen von selbst, daß die frühesten und besten derselben fast lauter Deutsche waren. Bey ihnen fand ich nehmlich das Italiänische Cameo, das Französische Camayeu, das Lateinische Camehuja, wie es Boot nennt *), bald

*) Nicht, wie es die alten Römer genannt haben. Diese kannten das Wort Camehuja zuverlässig nicht; welches ich wider den Herrn

Gemohuidas, bald Gammenhů, bald Gemmahuja, auch wohl gar getrennet, als zwey Worte, Gemma huja geschrieben *). Was ich

Cronstedt erinnere. S. dessen Versuch einer neuen Mineralogie, deut. Uebers. Seite 16.

*) *Gemohuidas* schreibt es Erasmus Stella, dessen Interpretamentum gemmarum, das zu Nürnberg 1517 zuerst gedruckt worden, Brückmann 1736 wieder auflegen lassen. Parte III, cap. 5. Gemmas ad Ectypam eruditi dixere, quae ad imagines in eis scalpendas aptae sunt; harum quanquam multae numero sunt, *Peantides* tamen, quae & *Gemohuidas* nuncupatur, quo nomine praegnantes ac plenae significantur, sese principem offert, quod usu vulgatior est, dicitur mederi parturientibus & etiam parere.

Gammenhů schreibt es Conrad Gesner: (de Figuris lapidum p. 98. Tiguri 1565.) Gemmarii vero seu scalptores gemmarum gemmas minus duras ad hoc diligunt: ut quas Germani vulgo, a leni mollitie puto, Speckstein appellant, & Gammenhů.

daraus aber schließen mußte, ist klar: folglich sind die ersten Sylben von Camayeu oder Cameo, das lateinische Gemma; und die ganze Schwierigkeit ist nur noch, was die letzten Sylben in Camehuja oder Gemmahuja bedeuten sollen.

Aus den Worten des Stella, die ich in der Note angeführet, dürfte man fast auf die Vermuthung kommen, daß huja so viel als das Deutsche hoch, aufgeschwollen, trächtig, heißen solle. Doch wer würde sich einen solchen

Gemmahuja schreibt es Joh. Kentmann: Nomenclatura rerum fossilium p. 32.

Gemma .huja schreibt es Agricola: (beym Gesner l. c.) Lapis, quem, quia ejus color candidus, pinguior videtur esse, Germani ex lardo nominaverunt, (quidam vocant *gemmam hujam*) limes albus distinguit modo nigram, modo cineream materiam. Ejus pars potissimum candida latior, & Sarda nostris temporibus omnium maxime aptatur ad ectypas scalpturas.

lateinischdeutschen Hybrida, den Franzosen und Italiäner von uns angenommen hätten, leicht einreden lassen? Und damit Sie auch nicht weiter lange herumrathen: so mache ich es kurz, und sage Ihnen, daß huja so viel ist, als onychia; und Gemmahuja folglich nichts mehr und nichts weniger, als das zusammen gezogene und verstümmelte Gemma onychia. Aus Gemma onychia ward Gemmahuja; aus Gemmahuja ward Camehuja; aus Camehuja ward Camayeu: so wie wiederum aus Gemmahuja, Gammenhü, Cameo; ja, allem Ansehen nach, auch das Rabbinische Kamia.

Ich halte dafür, diese Ableitung ist an sich so einleuchtend, daß ich nicht nöthig habe, mich viel nach andern Beweisgründen umzusehen. Der vornehmste indeß würde dieser seyn: daß vom Cäsalpinus an, es durchgängig von allen mineralogischen Schriftstellern angenommen wird, daß der Camehuja oder Cameo nicht eine besondere Art Steines, sondern nur ein besonderer Name eines unter einem andern Namen

bekanntern Steines sey; nehmlich des Onyx. Onyx, oder Onickel, oder Niccolo, sagen sie alle, heißt dieser Stein, wenn er nur geschliffen, oder so ist, wie er von Natur ist: Cameo aber heißt er alsdann, wenn er geschnitten ist, und zwar so geschnitten, daß Figur und Grund von verschiedener Farbe sind *). Ist nun aber jeder Cameo ein Onyx; bezeichnen beyde Namen den nehmlichen Stein: warum sollen die Namen selbst nicht auch ursprünglich die nehmlichen Wörter seyn, wenn sie es so leicht und natürlich seyn können, als ich gezeigt habe.

Vor dem Cäsalpinus, wurde der Camehuja bald für diesen, bald für jenen Stein ausgegeben; auch wohl zu einem eigenen besondern Steine gemacht. Würde dieses aber wohl geschehen seyn, wenn man sich um die Abstammung des Wortes bekümmert hätte? Und hier-

*) *Caesalpinus de Metallicis lib. II. cap. 122.* Hos omnes hodie Niccolos vocant, cum solum perpoliti sunt: exsculptos autem, ut substratum alterius coloris sit, Cameos.

aus lernen Sie denn auch, mein Freund, ein wenig Achtung für meine liebe Etymologie überhaupt! Es ist nicht so gar ohne Grund, daß oft, wer das Wort nur recht versteht, die Sache schon mehr als halb kennet.

Zu einem besondern Steine machte den Camehuja, Kentmann *). Auch wohl, vor diesem, Camillus Leonardus. Denn der Stein, den Leonardus Kamam nennt, kann wohl nichts anders als der Cameo, die gemma onychia seyn, wie aus den Kennzeichen, die er selbst angiebt, erhellet **). Aus dem Leonardus hat

Boot

*) Nomencl. Rer. foss. l. c.

**) *Kamam* seu Kakamam, est albus variis coloribus distinctus, & a Kaumate dicitur, quod incendium importat: reperitur in locis sulphureis, ac calidis; & frequentissime onixae (Onychi) admixtus. Ejus determinata virtus nulla est, sed virtutem ex sculpturis seu imaginibus, quae in ipso sculptae sunt, accipit. (De Lapid. lib. II, p. 89. Edit. Hamb.)

Diese

Boot diesen Kamam in sein Verzeichniß unbekannter Edelsteine übergetragen; und nun wissen Sie doch ungefähr, was Sie von dem Kaman, wie ihn Boot daselbst schreibt, denken müssen. Sie glauben kaum, wie sehr ich in diesem Verzeichnisse mit meiner Etymologie aufräumen könnte!

Hingegen zu irgend einem andern Steine, als dem Onyx, machten den Gemmahuja Stella und Agricola. Und zwar Stella zur

Diese Stelle hatte ich im Sinne, als ich oben sagte, daß es wohl Leonardus seyn möchte, aus dem Cerutus die Etymologie von Cameo genommen. Wenigstens zeiget diese nehmliche Etymologie, und die nehmliche Angabe der Erzeugungsorte, daß der Cameo des Cerutus und der Kamam des Leonardus, nur ein und eben derselbe Stein seyn können. Dazu kommen noch die übrigen Merkmahle des Leonardus; daß der Kamam an dem Onyx öfters anwachse, und daß er seine ganze Kraft von den darauf geschnittenen Figuren erhalte: welches alles den Cameo verräth.

Päantis der Alten. Ich habe kurz vorher gesagt, zu welchem Irrthume die Worte des Stella, Paeantides, quae & Gemohuidas nuncupatur, quo nomine praegnantes ac plenae significantur, wohl verführen könnten; nehmlich in den letzten Sylben von Gemmahuja unser deutsches hoch zu finden. Aber hier kann ich Ihnen nun genauer sagen, was Stella eigentlich will. Er fand in seinem Plinius: Paeantides, quas quidam Gemonidas vocant, praegnantes fieri & parere dicuntur mederique parturientibus. Dieses Gemonidas fiel ihm auf; es hatte ihm mit dem Worte Gemmahuja so viel ähnliches, daß er glaubte, beyde könnten auch nur das nehmliche Ding bezeichnen: er formte also sein Gemohuidas vollends darnach, und so ward der Gemmahuja zur Päantis, zu dem Steine, von welchem die Alten glaubten, daß er für Gebärerinnen heilsam sey, weil er selbst seines gleichen gebäre. Aber Harduin versichert, daß er in allen seinen Handschriften des Plinius, anstatt Gemonidas, Gae-

anidas gefunden; und nun denke man, wie viel auf eine so zweifelhafte Lesart zu bauen. Hätte Stella in seinem Plinius auch Gaeanidas gelesen, so wäre sicherlich der Gemmahuja nie zur Päantis geworden *).

Auch mißbilligte schon Agricola diese Meinung gänzlich, der den Gemmahuja für den Speckstein ausgab **). Doch das ist wider al-

*) Indeß läßt sich freylich von Gaeanidas eben so wenig Rechenschaft geben, als von Gemonidas, nur daß man aus jenem leichter abnehmen kann, daß Plinius ohne Zweifel ein von γενναω oder von γυνη abgeleitetes Wort dürfte geschrieben haben. Vielleicht γυναικιζοντας, welches sodann Morbodus ausgedrückt hätte, wenn er von der Päantis, oder wie er das Wort schreibet, Peanites, sagt:

Feminei sexus referens imitando labores.

**) (*Apud Gesnerum l. c.*) Lapidis, quam, quia ejus color candidus pinguior videtur esse, Germani ex lardo nominaverunt, (qui-

len Augenschein; unter hundert alten geschnittenen Steinen, sowohl erhabnen als tiefen, wird man nicht einen so thonichten finden. Denn wenn die thonichten Steine schon gut zu schneiden sind, so waren sie doch den Alten desto untauglicher zum Abdrucke; es wäre denn — Aber von dieser Vermuthung an einem andern Orte.

Unter den Neuern kenne ich nur den Herrn D. Vogel, von dem man sagen könnte, daß er mit dem Agricola den Gemmahüja zum Specksteine mache *): wenn es nicht billiger wäre, von ihm anzunehmen, daß er nur zum Verständnisse derjenigen seiner Vorgänger, die es wirklich gethan, unter die verschiedenen Na-

dam vocant Gemmam hujam) limes albus distinguit modo nigram, modo cineream materiam. — Erasmus Stella Gemohuidas nominans, easdem veterum Paeantides non recte facit.

**) Prakt. Mineralsystem S. 100.

men des Speckſteins auch den Namen Gemmahuja ſetzen wollen.

Einem kleinen Einwurfe will ich noch zuvorkommen, den man mir gegen meine Auflöſung des Camehuja in Gemma onychia machen könnte. Man dürfte ſagen: warum ſollten die Alten mit zwey Worten ausgedrückt haben, was ſie mit zwey Sylben ſagen konnten? warum gemma onychia, da ſie kürzer mit Onyx dazu kommen konnten? Darum, antworte ich: weil Onyx bey den Alten nicht allein der Name eines Edelſteines, ſondern auch einer Marmorart war; ja ſogar der Edelſtein dieſen ſeinen Namen von dem Marmor bekommen hatte *). Zum Unterſchiede alſo, und wenn ein

*) (Plinius Libr. XXXVII. Sect. 24.) Exponenda eſt & Onychis ipſius natura, propter nominis ſocietatem: hoc in gemmam tranſilit ex lapide Carmaniae. An der andern Stelle wo Plinius des Marmors dieſes Namens gedenkt, (Lib. XXXVI. Sect. 6.) ſtehet anſtatt

großer Theil des Werths von diesem Unterschiede abhing, mußte man ja wohl gemma onychia oder onychina sagen.

Carmania, welches eine Provinz in Persien war, Germania. Aber Salmasius hat schon angemerkt, (ad Solinum p. 558.) daß dieses ein bloßer Schreibfehler sey, und Harduin hätte daher nur immer Carmania, anstatt Germania, dort in den Text nehmen sollen. Er hat diese Ehre wohl streitigern Lesarten erwiesen. Indeß giebt mir das, was er daselbst in der Note hinzusetzt, Gelegenheit zu einer andern Anmerkung. Cave porro, schreibt Harduin, onychem hoc loco putes a Plinio pro gemma ea accipi, quam nostri vocant *Cassidoine*, ut plerisque visum. Ich frage, was ist das für ein Wort, Cassidoine, und wie kömmt der Onyx dazu, von den Franzosen so genannt zu werden? Beym Richelet wird Cassidoine durch Murrha erklärt und hinzugesetzt: Manière de pierre précieuse, embellie de veines, de diverses couleurs. Sehr gründlich! Aber in einem Wörterbuche möchte man auch gern lernen, wo das Wort selbst

Und nun noch ein Paar Anmerkungen, die ungefähr eben so wichtig sind, als der ganze

herkomme; und davon findet sich nichts. Ich will es kurz machen: Cassidoine ist nichts als ein alberner Schreibfehler, den die Unwissenheit fortgepflanzet, und nun fast gültig gemacht hat. Es soll Calcedoine heißen: Quae hodie Chalcedonia audit, & corrupte Cassedonia, sagt Laet. Denn der milchfarbene trübe Achat, den wir jetzt Chalcedon nennen, hieß in spätern Zeiten weißer Onyx. Wie er aber zu dem Namen Chalcedon gekommen, ist schwer zu sagen; da er mit allen den Steinen, welche bey den Alten von Karchedon, oder Kalchedon, ihren Beynamen haben, nicht das geringste ähnliches hat So viel weiß ich nur, daß er diesen Namen nach den Zeiten des Marbodus muß bekommen haben. Denn der Chalcedon des Marbodus ist weder unser Chalcedon, noch sonst ein onyxartiger Stein, sondern der kalchedonische Smaragd des Plinius, vermengt mit eben desselben smaragdartigem Jaspis, Grammatias oder Polygrammos

Brast, mit dem ich diesen Brief vollgepfropfet habe.

Wenn ein Cameo, oder Camayeu, nur ein solcher erhaben geschnittener Stein geheißen hat und eigentlich heißen sollte, dessen Grundlage von einer andern Farbe ist, als die darauf geschnittene Figur; der also zuverlässig ein Onyx seyn wird, weil unter den Edelsteinen nur die Onyxe dergleichen reguläre Lagen von verschiedener Farbe haben: so wird man leicht daraus errathen können, von welcher Beschaffenheit diejenigen Gemälde seyn müssen, welche die Franzosen gleichfalls Camayeux nennen, und einsehen, warum dergleichen Gemälden dieser Name beygelegt worden. Nicht weil sie das

genannt, wie aus dem Zusatze, daß er den Rednern und Sachwaltern dienlich sey, erhellet. Weder die Ausleger des Marbodus, noch Salmasius, der den Chalcedon des Marbodus bloß für des Plinius turbida Jaspis, quam Calchedon mittebat, hielt, haben dieses gehörig bemerkt.

Basrelief nachahmen, heißen sie Camayeux; wie sich Pernetty *) und andere einbilden: denn ich wüßte nicht was χαμαι, wovon er das Wort mit dem Menage ableitet, mit dem Basrelief gemein hätte? Sondern sie heißen so, weil sie ganz aus Einer Farbe auf einen Grund von einer andern Farbe gemalet sind, und hierin die geschnittene gemma onychia nachahmen. Ueberhaupt will ich hier noch hinzusetzen, daß das Erhabene so wenig das Wesentliche des Cameo ausmacht, daß auch sogar tief geschnittene Steine (Onyxe versteht sich) Cameen heißen können und heißen sollten, sobald sie durch die obere einfarbige Schicht bis auf die untere Schicht von einer andern Farbe geschnitten worden, und also die Area von dieser, und das

*) Dict. de Peint. Ce mot ne devroit servir que pour les bas-reliefs, puisqu'il tire son nom du mot grec χαμαι, qui signifie *bas, à terre.* Mariette, und aus ihm Richelet, nebst andern Wörterbüchern, sagen eben das.

Bild von jener Farbe erscheinen. Es ist noch nicht so gar lange her, daß die Franzosen selbst das Wort Camayeu eben so wohl von tiefer, als von erhabner Arbeit brauchten. Les Jouailleurs & les Lapidaires, schrieb Felibien in seinem Dictionnaire des Arts, nomment Camayeux les Onyces, Sardoines & autres pierres taillées en relief ou en creux. Nur die Worte & autres pierres taillées hätte er sollen weglassen. Denn höchstens können nur die Sardonyxe noch dazu gerechnet werden, als welche von den Alten mit unter dem allgemeinen Namen der Onyxe begriffen wurden, und allein einer ähnlichen Bearbeitung fähig sind.

Vielleicht auch ist dieser ältere und weitere Gebrauch des Französischen Camayeu die Ursache, warum die neuern Schriftsteller dieser Nation, wenn sie erhaben geschnittene Steine durch ein Kunstwort ausdrücken wollen, lieber pierre camée, als camayeu sagen. Wir Deutsche wenigstens wollen, zu dieser Absicht, nur immer das fremde und neue Camee lieber

fortbrauchen, als das alte Gemmenhů erneuern. Es wåre denn, daß wir es ganz in seinem lautersten Verstande erneuern, und nicht alle und jede erhaben geschnittene Steine, auch nicht nur allein erhaben, sondern auch tief geschnittene Steine, an welchen das Bild eine andere Farbe als die obere Fläche zeiget, damit belegen wollten. Wenn wir sodann diesen genuinen Begriff wiederum damit verbinden lernten, so sehe ich nicht, warum wir nicht, eben so gut als die Franzosen, auch die einfarbigen Gemålde auf einem Grunde von einer andern Farbe, Gemmenhůe, oder Gemålde auf Gemmenhůart, nennen kőnnten *).

*) S. die Zusätze des Herausg. XXII.

Acht und vierzigster Brief.

Noch finde ich bey den Exempeln, welche Herr Klotz zur Erläuterung seiner zweyten Anmerkung über das Mechanische der Kunst beybringet, einiges zu erinnern, welches ich freylich übergehen müßte, wenn mir nur um Herrn Klotz zu thun wäre. Ich will es also nur gegen seine Währmänner erinnert haben, und Herr Klotz hat sich von dem Tadel mehr nicht anzunehmen, als davon auf die Rechnung des zahmen Nachschreibers fallen kann.

„Herr Winkelmann, sind seine Worte, ge„denkt eines Sardonych, welcher aus vier La„gen, einer über der andern, besteht, und auf „welchen der vierspännige Wagen der Aurora „erhaben geschnitten ist." Erst, mit Erlaubniß des Herrn Klotz: Winkelmann gedenkt keines

Sardonych, sondern eines Sardonyx. Warum man in der mehrern Zahl noch wohl, wenn man will, Sardonyche sagen darf, das weiß ich: aber wie man auch in der einfachen Zahl Sardonych sagen könne, das ist mir zu hoch. Vielleicht zwar ist einem lateinischen Gelehrten, der sich herabläßt, deutsch zu schreiben, ein solcher Schnitzer allein erlaubt. Und so habe er denn seine Schnitzer, oder Druckfehler, wie er sie nennen will, für sich! Was ich eigentlich hier anmerken will, ist gegen Winkelmann. Winkelmann hatte Unrecht, einen Stein, von dem er selbst sagt, daß er vier Lagen von vier verschiedenen Farben habe, einen Sardonyx zu nennen. Der Sardonyx muß schlechterdings nur drey Lagen von drey Farben zeigen *);

*) *(Plinius lib. XXXVII. sect. 75)* Sardonyches e ternis glutinantur gemmis — aliunde nigro, aliunde candido, aliunde minio, sumtis omnibus in suo genere probatissimis. Vor dem Harduin las man zwar in dieser Stelle

zwey, die er als Onyx haben muß, und eine dritte, welche dem Sarder oder Karneol gleichet, und wodurch er eben der Sardonyx wird. Plinius, Isidorus, Marbodus nennen diese drey Farben, schwarz, weiß, roth. Aber die erste ist so unveränderlich nicht; denn sie kann eben so wohl grau oder braun, als schwarz seyn. Nur die zweyte und dritte sind unumgänglich; denn ohne die zweyte könnte er kein Onyx, und

anstatt e ternis, e ceraunis, und diese alte Lesart hat auch der deutsche Uebersetzer beybehalten, bey dem es sonderbar genug klingt, „aus Donnerkeilen zusammen gekittet." Doch Harduins Verbesserung ist unwidersprechlich, wie man bey ihm selbst nachsehen mag. Außer dem Isidorus hätte er auch noch den Marbodus für sich anführen können, der eben so ausdrücklich von dem Sardonyx sagt:

Tres capit ex binis unus lapis iste colores;
Albus & hinc niger est, rubeus superemi-
net albo.

ohne die dritte kein Sardonyx heißen *). Nun aber ist unter den vier Farben des von Winkelmann so genannten Sardonyx, die dritte gerade nicht; und das ist sonach der zweyte Grund, warum ihm dieser Name abzusprechen. Meinem Bedünken nach hätte ihn Winkelmann schlechtweg Onyx, höchstens einen vielstreifigen Onyx nennen sollen. Denn ob man dem Onyx schon nur zwey Schichten von zwey Farben beylegt: so ist dieses doch nur von dem Onyx, wie

*) Salmasius will zwar, (ad Solinum p. 563.) daß die arabischen Sardonyxe nichts von der rothen Farbe gehabt: allein in der Stelle des Plinius, worin er das finden will, finde ich es nicht. Eben so wenig kann ich mir mit ihm einbilden, daß Plinius geglaubt, Sardonyx solle so viel heißen, als Sarkonyx, oder daß er auch nur andeuten wollen, als sey dieses von einigen geglaubt worden. Denn Plinius sagt zu ausdrücklich: Sardonyches olim, ut ex nomine ipso apparet, intelligebantur candore in Sarda.

er in kleine Stücken gebrochen, nicht aber, wie er wächst, zu verstehen. Ich will sagen: da diese zweyfarbigen Schichten wechselsweise parallel laufen, so kann jede mehr als einmal, und die dunklere auch mit verschiedenen Schattirungen, wieder kommen, wenn man dem Steine Dicke genug läßt. Da aber eine solche Dicke zu Ring- und Siegelsteinen eben nicht die bequemste ist: so wird er freylich aus der Hand des Steinschleifers selten anders als mit zwey Schichten kommen. Nur wenn diese Schichten dünne genug sind, oder das Kunstwerk, zu welchem er bestimmt wird, eine größere Dicke erfordert, wird er, wie gesagt, jede der zwey Schichten mehr als einmal, und die dunklere nach verschiedenen Schattirungen haben können. Und das ist hier der Fall. Die vier Lagen des Winkelmannischen Steines sind in ihrer Folge, schwarzbraun, braungelb, weiß und aschgrau. Alle diese Farben und Schichten kommen ihm als Onyx zu; und besonders, sieht man wohl, sind die zwey ersten nichts als Verlauf der nehmlichen

lichen Schichte ins Hellere: so wie die vierte, die aschgraue, (wenn sie ihm anders hier nicht aufgesetzt ist,) nichts als allmähliche Verdunkelung der weißen Schichte in die natürlicher Weise wiederum angrenzende schwarzbraune oder braungelbe, seyn dürfte. Freylich ist die rothe Farbe, die den Sardonyx zum Onyx macht, im Grunde auch nichts als eine Variation der braunen; denn beyde sind, ihren Bestandtheilen nach, auch vollkommen der nehmliche Stein: aber wenn denn nun einmal für diese Variation ein besonderer Name bestimmt ist, warum will man ihn einer andern beylegen *)? —

Ein zweytes Exempel nimmt Herr Kloz aus der Daktyliothek des Zanetti. „In der Zanet„tischen Sammlung, sagt er, wird ein Tiger „aus dem orientalischen Steine, Maco, bewun„dert, wo sich der Künstler der Flecken des Stei„nes bedient hat, um die Flecken des Tigers

*) S. Zus. XXIII.

„auszudrücken.“ Maco? Wer hat jemals von einem solchen Steine gehört? Da wird sich ganz gewiß wieder der Setzer versetzt, oder der Schreiber verschrieben haben. So ist es: denn Gori, von dem die Auslegungen dieser Daktyliothek sind, sagt: exsculptum lapillo orientali, quem vulgo appellant Moco. Moco also; nicht Maco: und nun errathe ich es ungefähr, daß Gori einen Mokhastein meinet; einen Stein, den jetzt fast jeder kleine Galanteriekrämer kennet, da er häufig in Ringe verarbeitet wird. Gleichwohl muß ihn — ich will nicht sagen, Herr Klotz; wer wird von dem das anders erwarten? — sondern Gori selbst nicht gekannt haben. Denn sonst hätte er ihn uns gewiß bey seinem alten wahren Namen, der zugleich die Definition ist, und nicht bloß bey diesem so viel als nichts sagenden Juweliernamen, genannt. Der Mokhastein ist ein Dendrachat, und hat in den neuern Zeiten diesen Namen bekommen, nicht weil er eben um Mokha gefunden, sondern aus andern östlichen Län-

dern nach diesem Hafen gebracht und von da in Menge nach Europa geführet wird *) **).

F 2

*) Hill, in seinen Anmerkungen über den Theophrast, S. 86. Agates, with the resemblance of trees and ſhrubs on them, they call'd, for that reaſon, *Dendrachates*. Theſe are what our jewellers at this time call Mochoſtones, but improperly; for they are not the product of that kingdom, but are only uſed to be brought from other countries and ſhipp'd there for the uſe of our merchants.

**) S. Zuſ. XXIV.

Neun und vierzigster Brief.

Gori zeigt sich überhaupt, in seiner Daktyliothek des Zanetti, nicht eben als einen besondern Steinkenner. Er schrieb den Namen hin, wie er ihn hörte; unbekümmert, ob seine Leser etwas dabey würden denken können, oder nicht. Mochte er doch wohl öfters selbst nichts dabey denken.

Sie erinnern sich, was ich bereits in meinem fünf und zwanzigsten Briefe wegen der Prasma Smaragdinea wider ihn angemerkt habe. Einer solchen Prasma fand er den Stein sehr ähnlich, auf welchem er den Kopf des jungen Tiberius erkannte *): und wie sagt er, daß man diesen Stein nenne? Quem Igiadam appellant: oder mit den Worten seines Uebersetzers, Igiada molto bella, che al Prasma di

*) Tab. IX. p. 17.

Smeraldo aſſai ſi avuincina. Sie ſollen zwanzig Naturaliſten aufſchlagen, ehe Sie dieſer Igiada auf die Spur kommen. Und werden Sie wohl glauben, daß es weiter nichts, als der verſtümmelte ſpaniſche Name eines ſehr bekannten Steines iſt? Die Spanier nennen Piedra de hijada einen lapidem nephriticum, einen Nierenſtein, den ſie häufig aus ihren amerikaniſchen Provinzen bringen *). Dieſer hat auch wirklich die Farbe eines Praſius oder Präſem; aber bey weitem nicht deſſen Härte, und kann folglich auch deſſen Politur nicht haben. Dazu iſt der Name Igiada bey dem Gori um ſo viel unſchicklicher, weil, wenn es eine wirkliche Piedra de hijada wäre, die Arbeit darauf unmöglich alt ſeyn könnte **).

Sollte ein Gelehrter dem unwiſſenden Pöbel die Worte ſo aus dem Munde nehmen,

*) Laet, Libr. I. Cap. 23.

**) S. Zuſ. XXV.

wenn es nur an ihm liegt, sich von den nehmlichen Dingen ohne sie, eben so richtig als allgemein verständlich, auszudrücken? Sollte er, einen Stein zu benennen, lieber mit dem Juwelier und Seefahrer, als mit dem Griechen und Römer, als mit dem Naturforscher sprechen? Gleichwohl ist es in den spätern Zeiten fast immer geschehen; und nur dadurch sind in diesem Theile der Naturgeschichte der Dunkelheiten und Verwirrungen so viel geworden, die sich nothwendig auch je länger je mehr häufen müssen, wenn sich ein jeder nach eigenem Gutdünken, oder mit dem ersten dem besten Worte, das er gehört, darin ausdrücken darf. Schon der ehrliche Stella, vor mehr als zwey hundert Jahren, eiferte wider diese Unart: aber was half es? Seine Worte sind der Beyspiele wegen merkwürdig. Se non parum admirari, schreibt er *), viros alioquin doctos, in his rebus, quae natura tanta ornasset pulchritudine, barbara ac plebeia uti nuncupatione, ut scil.

*) Praef. Interpret. Gemm.

Carbunculos *Rubinos*, Lychnites *Amandinos*, Sandaresios *Granatos*, Chrysolithos *Citrinos*, dicerent & plerasque alias ineptissimis vocabulis appellarent, quae tamen elegantissimis nominibus apud scriptores, tum Graecos, tum Latinos, celebrarentur. Den Rubin ausgenommen, über den man durchgängig einig ist, wird man die übrigen neugeprägten Namen von nachherigen Schriftstellern auf ganz andere alte zurückgeführet finden. Sie mögen darin auch leicht eben so viel Recht haben, als Stella: nur wegen des Amandins möchte ich es lieber mit diesem halten. Ein Wort hierüber.

Die Lychnis und der Carbunculus Alabandicus ist bey dem Plinius ein und eben derselbe Stein; einmal nach einer ihm besonders zukommenden Eigenschaft, und einmal nach der Gegend, wo er vornehmlich gefunden ward, so genannt. Denn beyde sind dem Plinius aus dem genere ardentium, beyde sind ihm nigriores oder remissiores carbunculi, und von beyden sagt er, daß sie in Orthosia caute oder

circa Orthosiam gefunden würden. Wenn also Stella den Amandin der Neuern zu der Lychnis der Alten macht: so macht er ihn zugleich zum carbunculo alabandico, das ist, zu einem dunkelrothen Rubin. Cäsalpinus hingegen, Boot, Laet und die ganze Heerde ihrer Nachfolger, machen den Amandin zum Troezenius des Plinius, das ist, zu einem Rubin mit weißen Flecken. Doch unterscheiden eben diese den Amandin von dem Almandin, welchen letztern sie für den carbunculum alabandicum ausgeben, ob schon ohne im geringsten zu vermuthen, daß dieser und die Lychnis ein und eben derselbe Stein sey. Ich habe aber nicht finden können, mit welchem Grunde sie den Almandin und Amandin zu zwey verschiedenen Steinen machen: beyde Namen scheinen nur Ein Wort, beyde nichts als das verstümmelte Alabandicus zu seyn. Dazu kömmt eben dieses Zeugniß des Stella, welcher hundert Jahr früher geschrieben als sie alle, und dem zu Folge eben darum der Amandin kein weiß gespreng-

ter Rubin seyn kann, weil er ihn zur Lychnis macht. Stella gedenkt auch an einem andern Orte, wo er ausdrücklich alle die neubenannten Arten des Carbunculus herrechnet, nur des Amandin, und keines Allmandin *). Kurz, die Wesen sind hier ohne Noth vermehret worden; und mich wundert nur, daß selbst Hill sich diesen chimärischen Unterschied noch gefallen lassen **).

Ich erinnere mich hier, noch über einen andern seltsamen Namen eines Edelsteines den eigentlichen Aufschluß bey dem Stella gefunden zu haben. Unsere Voraltern, wie Sie wissen, nannten einen Opal einen **Wayse**, oder wie sie es schrieben, **Wese**, **Wehse**, **Weise**. Woher diesem Steine dieser Name? Boot will, er habe ihn vermittelst des Paederos erhalten, eines Beynamens, den man, wie Plinius meldet, gemeiniglich dem schönsten Opal wegen sei-

*) Parte III. cap. 1.

**) Theophrastus's History of Stones, p. 44.

ner besondern Lieblichkeit gab. Olim Paederos, schreibt Boot *), haec gemma vocata est, a puero & amore, quod pueri pulcherrimi & innocentissimi instar omni amore digna sit. Ab hoc nomine forte deductum est nomen illud Germanicum, quo appellatur ein Wehse; id est, pupillus, quod nomen pueris tantum convenit. Aber ich möchte es Booten nicht auf sein Wort glauben, daß Wayse ehedem nur von Knaben gebraucht worden: warum denn nicht auch von Mädchen? Jetzt wenigstens wird es von beyden gebraucht, und zwar von beyden als ein Wort weiblichen Geschlechts: wir sagen, „dieser Knabe ist eine Wayse, er ward sehr jung zur Wayse.“ Doch das war ehedem allerdings anders, und man brauchte das Wort im männlichen Geschlechte; ob schon nicht bloß für das männliche Geschlecht. Wenn jedoch auch dieses gewesen wäre: sind denn nur Knaben, welche Waysen sind, liebenswürdige

*) Lib. II. cap. 46.

Knaben? Boot hätte so sinnreich nicht seyn dürfen: das deutsche Wayse ist nichts als das übersetzte Orphanus; Orphanus aber war zu den Zeiten des Stella der allgemein angenommene Name des Opals, und war es wahrscheinlich durch nichts als durch einen Fehler der Copisten in den Schriften des Albertus Magnus geworden *). Hätte Boot bey dem Stella dieses gelesen, so würde er nicht umgekehrt geglaubt haben, daß Orphanus die Uebersetzung von Wayse sey, auch würde er den Orphanus nicht bloß zu einer geringern Art des Opals gemacht haben, da aus den Worten des Stella

*) Quaenam haec gemma foret, quam tantopere & ad insaniam Nonius adamasset, quam ego Opalum quum dixissem, convivae caeteri Orphanum me dicere debere clamitabant. — Vitio librariorum, qui Opali loco, Orphani nomen substituere, id venisse, ob id elimandum obeliscoque expugnandum in Alberti codicillo hoc vocabulum, Opalumque ejus loco inscribendum fore.

erhellet, daß damals alle Opale Orphane hießen, und man kaum jenen alten echten Namen mehr dafür erkennen wollte. Auch Frischen muß der Ursprung des Wese unbekannt geblieben seyn; er führt das Wort, daß er nach dem Peucer durch Asterios und Eristalis erkläret, in seinem Wörterbuche nur kaum an; und wenn er aus eben demselben beybringt, daß die Deutschen diesen Namen mehrern Edelsteinen beylegten, so hätte er, zu Vermeidung der Mißdeutung, wohl hinzusetzen mögen, was für mehrern? Keinen andern als solchen, die, so wie sie gewendet werden, in verschiedene Farben spielen, und folglich insgesammt unter das Geschlecht der Opale gehören *).

*) S. Zus. XXVI.

Funfzigster Brief.

Auch finden sich die nichtsbedeutenden Namen Achatonyx, Achatsardonyx, zum öftern bey dem Gori; und er ohne Zweifel ist es, der dem Herrn Lippert damit vorgegangen.

Wenn es indeß keiner Ungereimtheit an einem Vertheidiger fehlen soll: so hat der Achatonyx den seinigen an einem Jenaischen Recensenten des ersten Theiles dieser Briefe bereits bekommen *). Dieser leugnet, daß man heut zu Tage unter dem Namen Achat, als einem Geschlechtsnamen, alle edlere Hornsteine begreife, und sagt, „wir haben noch nie gehört, „daß man den Chalcedon einen Achat genannt." Wir! So muß dieses Wir überhaupt nicht viel von dergleichen Dingen gehört haben. Brück-

*) St. 96. Jahr 1768. — Vergl. Lessings Kollektaneen, Th. XV. dieser Samml. S. 19. f.

mann sagt'*): „Der Achat wird von den „mehresten Schriftstellern, die von Edel„steinen geschrieben haben, für das Hauptge„schlecht aller dieser Steine ausgegeben, welche „wir in diesem Abschnitte beschrieben haben.“ Und was hatte er in diesem Abschnitte für Steine beschrieben? „Quarzartige, im Anbruch „glatte oder glänzende, halb durchsichtige und „undurchsichtige Edelsteine, die auch von eini„gen hornartige, der Aehnlichkeit zufolge, ge„nennt werden.“ Ja, er setzt ausdrücklich hinzu: „Z. E. von halb durchsichtigen Steinen „werden der Chalcedon, der Carneol u. s. w., von „undurchsichtigen der Onyx für Achatarten an„genommen.“ — Aus welchen Büchern hat denn nun das Jenaische Wir, vielwissenden Tones, seine Mineralogie gelernt, daß es so bekannte Dinge theils läugnet, theils nie gehört hat? Und so, wie die mehresten Schriftsteller vor Brückmann den Achat zum Geschlechtsnamen aller edlern Hornsteine, den Chalcedon

*) Abhandlung von Edelsteinen S. 85.

nicht ausgeschlossen, gemacht: so haben dieses auch noch viele nach ihm gethan, von welchen ich Vogeln statt aller nennen will *).

„Der Name Achatonyx, fährt der Jenenser fort, „ist kein Monstrum, wie Lessing „glaubt, wenn gleich Achat und Onyx zu einem „Geschlechte gehören. Auf solche Art müßte der „Chalcedonyx auch ein Monstrum seyn." Mit Erlaubniß: ich habe ihn ein Monstrum genannt, nicht in so fern Achat und Onyx zu einem Geschlechte gehören, und nur verschiedene Arten des nehmlichen Geschlechts sind, die sich allerdings componiren lassen, wie ich bey dem Sardonyx zugestanden habe, und aus dem Chalcedonyx nicht erst zu lernen brauche; sondern in so fern, als Achat das Geschlecht und Onyx die Art ist, und alle Composita aus Geschlecht und Art widersinnige Composita sind. Gleichwohl möchte man sich auch den Chalcedonyx verbitten: denn nicht einmal unsern Chalcedon kannten die Alten unter diesem Namen, geschweige

*) Mineralsystem S. 132.

den Chalcedonyx. Und was will man denn damit? Die weiße Schichte des Onyx ist jederzeit Chalcedon; nehmlich was wir jetzt Chalcedon nennen, ein milchfarbener Achat. Wenn eine dunklere Schichte dazu kömmt, so heißt der Stein Onyx: aber wann und warum soll er Chalcedonyx heißen? Wenn er durchsichtiger ist? Schon der Onyx ist ja nicht immer ganz undurchsichtig; und es muß daher wohl eine sehr mißliche Sache seyn, mit Brückmann *) den ganzen Unterschied zwischen ihm und dem Chalcedon auf dem Mehr oder Weniger beruhen zu lassen. Ich begreife zwar, warum man für die weiße Schichte des Onyx, die gar wohl allein seyn kann, die man zu kleinen tief gegrabenen Werken auch allein brauchen kann, einen besondern Namen für nöthig erachtet; und da einmal der Name Chalcedon hierzu genommen worden, so mag er es nur immer bleiben. Aber wozu man aus diesem Chalcedon nun wiederum einen

*) S. 71 und 80.

einen Chalcedonyx machen soll, das kann ich nicht begreifen.

Es ist freylich bloß willkührlich, ob man den Namen Achat, oder einen andern, zum Geschlechtsnamen der edlern Hornsteine machen will. Brückmann hielt es darum nicht für thulich *), weil der Achat nichts als eine Zusammensetzung mehrerer solcher an Farbe und Durchsichtigkeit verschiedener Hornsteine sey, gegen die er sich gleichsam wie die Glockenspeise zu den Ingredienzen derselben verhielte. So ungereimt es nun herauskommen würde, Messing oder Bley zu einer Art Glockenspeise zu machen: eben so ungereimt sey es, den Karneol oder Chalcedon oder Onyx für einen Achat auszugeben. Das mag seyn; und wenn man will, mag man daher auch lieber mit Brückmann den Chalcedon, anstatt des Achats, zum Geschlechtsnamen aller dieser Steine aussondern. So viel bleibt doch immer unstreitig, daß sie alle zu Einem Geschlechte gehören, und daß, wenn man

*) S. 86.

auch schon den Onyx nicht zu einem Achate machen sollte, dennoch beyder Bestandtheile die nehmlichen sind, und sie sich folglich nur nach den Farben, oder der Lage dieser Farben, unterscheiden können. Aber auch das sollen sie nicht, zu Folge dem Jenaischen Recensenten: denn er sagt, „daß die reguläre Lage der farbigen Streife den Achat zum Onyx mache, müsse er darum bezweifeln, weil die Streife keine nothwendige Eigenschaft des Onyx wären, und es „auch genug Achate gäbe, die eine reguläre Lage von farbigen Streifen hätten, und gleichwohl darum noch nicht zu Onyxen würden." Daß doch solche Herren meistentheils das Beste in petto behalten! Ich wäre wohl begierig, einige von dergleichen Achaten, die eine reguläre Lage von farbigen Streifen haben, und gleichwohl keine Onyxe sind, von ihm kennen zu lernen. Ich will ihm Dank für seine Belehrung wissen. Nur muß er mir nicht mit den so genannten Bandsteinen aufgezogen kommen. Denn es ist zwar wahr, daß die Bandsteine eine reguläre Lage von farbigen Streifen

haben, und doch keine Onyxe sind: aber sie sind auch keine Achate. Sondern es sind Jaspisarten; wie sie denn auch bey Kennern Bänderjaspis heißen, und nur von ganz Unwissenden Bänderachat genennet werden. Schon Theophrast hat die reguläre Lage der farbigen Streifen mit für ein Hauptkennzeichen des Onyx angegeben; das ist sie auch beständig gewesen und ist es noch jetzt, da man sich an die Farben selbst, welche Theophrast angab, nicht mehr bindet *).

*) Theophrast sagt, daß das Weiße und Braune, aus welchen der Onyx bestehe, parallel liegen müsse. Das Uebrige will ich mit den Worten seines englischen Commentators bekräftigen. The zones, sagt Hill, are laid in perfect regularity, and do not, according to the judgment of the nicest distinguishers of the present times, exclude it from the Onyx-Class, of whatsoever colour they are, except red; in which case it takes the name of Sardonyx. The colour of the ground

Wahrlich, es verlohnt sich der Mühe, die ausgemachtesten Sachen zu bezweifeln, die angenommensten Systeme zu verwerfen und überall das Oberste zum Untersten zu kehren, um nur den Herrn Kloß nicht Unrecht haben zu lassen!

Der einzige Sinn, den man noch allenfalls mit dem Namen, Achatonyx, verbinden könnte, wäre dieser, daß man einen Onyx darunter verstände, der an Achat angewachsen, oder noch nicht ganz von dem Achate getrennt worden, in welchem er gewachsen. In diesem Sinne kann sich auch wohl der Naturalist dieses Namens bedienen, um ein dergleichen Stück in seinem Kabinette zu bemerken: so wie er noch tausend solcher Namen machen kann, ähnliche Verbin-

and regularity of the zones, are therefore the diſtinguiſhing Characteriſtics of this ſtone: and in the laſt, particularly, it differs from the Agate, which often had the ſame colours, but placed in irregular clouds, veins, or ſpots.

dungen verschiedener Körper anzudeuten. Aber diese Namen zu Benennungen besonderer Arten machen, und von ihnen etwas sagen, was sich nur von eignen Arten sagen läßt, (wie z. E. mit Herrn Klotz, daß sich die Alten zu erhabnen Werken am häufigsten der Achatonyxe bedienet,) das ist eine große Ungereimtheit, die sich durch nichts, als durch ein aufrichtiges Geständniß der Unwissenheit, entschuldigen läßt.

Das nehmliche gilt von dem Achatsardonyx und allen den Compositis, die ohne Beyspiel der Alten gemacht worden. Herr Lippert ist daran sehr reich. Er hat nicht allein Achatonyxe und Achatsardonyxe, sondern auch Achatchalcedonier, Sapphir-Achate, und wie die Raritäten alle heißen. Gleichwohl zweifle ich, ob er einen von diesen Namen in dem Sinne will verstanden wissen, von dem ich gesagt, daß man ihn allenfalls noch könne gelten lassen. Ich zweifle, ob er z. E. unter seinem Sapphir-Achat einen Sapphir versteht, der an einen

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Achat angewachsen, oder nicht vielmehr einen etwas durchsichtigern Achat von der Farbe des Sapphir. Und diese Zweydeutigkeit allein hätte ihn bewegen sollen, dergleichen eigenmächtige Composita zu vermeiden.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Ein und funfzigster Brief.

Sie wundern sich, daß ich eines Jenaischen Recensenten meiner Briefe gedenke, ohne Ihnen noch gemeldet zu haben, was denn Herr Klotz selbst dazu sagt.

Ich habe lange bey mir angestanden, ob ich Sie davon unterhalten soll. Die Ränke schlechter Schriftsteller, wenn sie sich in die Enge getrieben fühlen, sind Ihnen ja wohl schon aus andern Beyspielen bekannt. Neue hat Herr Klotz deren eben nicht erfunden. Trotz meiner Erwartung, ihn wenigstens hier Original zu sehen, hat er es bey den alten bewenden lassen, die er jedoch treulich alle durch versucht, ohne sich daran zu kehren, daß die letztern immer die erstern wieder aufheben.

Als er nur noch den Anfang der Briefe in den öffentlichen Blättern gesehen hatte, gab er

sich alle Mühe, in der feyerlichen Kälte einer Standesperson davon zu sprechen. Es befremdete ihn, daß ich über einige Zweifel, die er mit aller Bescheidenheit vorgetragen, so empfindlich werden können; er versicherte, daß ihm sein Bewußtseyn der untadelhaftesten Absichten nicht erlaube, jemandes Unwillen, am wenigsten meinen Zorn, zu befürchten; er erklärte, daß unser Zwist das Publicum, in dessen Angesichte ich, ihn zu belehren, auftrete, wenig interessire, daß er nicht einsehe, welchen Nutzen Künste und Wissenschaften davon haben würden; er sprach von seinem verewigten Freunde, dem Grafen Caylus; er bezeigte seine Dankbarkeit gegen die Herren Hagedorn, Lippert und Winkelmann, denen er das Wenige, was er von der Kunst wisse, schuldig sey; er gab es zu, daß er mich nicht könne verstanden haben, merkte aber zugleich an, daß ich ihn über einen gewissen Punkt ja auch nicht verstanden, und führte mir schließlich zu Gemüthe, daß ich ihn wohl ehedem einen Gelehrten

von sehr richtigem und feinem Geschmacke genannt hätte *).

Was ich auf alles dieses damals antwortete, — oder antworten hätte können — war, wie folget.

Herr Klotz sagt, „unser Zwist interessire das Publicum wenig.“ — Wenn ich mir nun aber das Publicum als Richter denke? Ein Richter muß alle Zwiste anhören, und über alle erkennen, auch über die geringschätzigsten; sie mögen ihn interessiren, oder nicht. Zudem, wer sind denn die Schriftsteller? wer sind denn wir beyde, Herr Klotz und ich, unter den Schriftstellern, daß wir das Publicum zu interessiren verlangen können? Alle Leser, auf die wir rechnen dürfen, sind hier und da, und

*) Man sehe den bündigen Aufsatz des Herrn Klotz, im 133sten Stücke des Hamburg. Corresp. vorigen Jahres. Das Wesentlichste von meiner nachstehenden Antwort, war dem 135sten Stücke der Hamburgischen Neuen Zeitung eingeschaltet.

dann und wann, irgend ein studirter Müßiggänger, dem es gleich viel ist, mit welchem Wische er sich die lange Weile vertreibt, irgend ein neugieriger oder schadenfroher Pedant, irgend ein sich erholen oder sich zerstreuen wollender Gelehrter, irgend ein junger Mensch, der von uns, oder mit uns, oder an uns, zu lernen denkt. Und diese Handvoll Individua haben wir die Impertinenz das Publicum zu nennen? Doch wohl, wohl; wenn die das Publicum sind: so interessiren wir das Publicum gewiß!

Aber Herr Kloß sagt zugleich, „er sehe nicht ein, daß die Künste und Wissenschaften einigen Nutzen aus unserm Zwiste haben würden." Das wäre nun desto schlimmer für ihn, der einen solchen Zwist erregt hat! Doch, sollte nicht die Kritik einigen Nutzen davon haben können? Vielleicht zwar, daß die Kritik bey Herrn Kloß weder eine Kunst noch eine Wissenschaft ist.

Herr Kloß spricht von Anmerkungen und Zweifeln, die er mit aller Bescheidenheit vor-

getragen. Wenn die Bescheidenheit darin besteht, daß man einem keine Zudringlichkeit erweiset, ohne einen Bückling dazu zu machen: so mag seine Bescheidenheit ihre gute Richtigkeit haben.

Aber mich dünkt, die wahre Bescheidenheit eines Gelehrten bestehe in etwas ganz anderm: sie bestehe nehmlich darin, daß er genau die Schranken seiner Kenntnisse und seines Geistes kennet, innerhalb deren er sich zu halten hat; daß er für jeden Schriftsteller so viel Achtung hegt, ihm nicht eher zu widersprechen, als bis er ihn verstanden; daß er nicht verlangt, der mißverstandene Schriftsteller solle es bey seinem Widerspruche bewenden lassen; daß er ihn keiner Empfindlichkeit beschuldiget, wenn er es nicht dabey bewenden läßt; daß er in den Streitigkeiten, die er sich selbst zuzieht, rund zu Werke geht, nicht tergiversirt, nicht in einem sauersüßen Tone, mit einer schnöden Miene, statt aller Antwort vorwendet, „das Publicum interessire dergleichen nicht, er sehe

„nicht ein, was für Nutzen Künste und Wis-
„senschaften davon haben könnten! u. s. w."

Mit solchen Wendungen macht sich nur die beleidigte Eitelkeit aus dem Staube; und ein eitler Mann ist zwar höflich, aber nie bescheiden.

Schlimm genug, daß Höflichkeit so leicht für Bescheidenheit gehalten wird! Aber noch schlimmer, wenn die kleinste Freymüthigkeit Unwille und Zorn heißen soll!

„Mein Bewußtseyn, sagt Herr Klotz, daß
„ich niemanden in der Welt beleidigen woll-
„te." —

Beleidigen! vorsetzlich beleidigen! Wer in der Welt wird Herrn Klotz das zutrauen? Einem vorsetzlich eine unangenehme Stunde machen: das kann er wohl, das hält sich sein edles Herz wohl für erlaubt, wie er es mit der liebenswürdigsten Freymüthigkeit selbst bekennet *). Aber ist denn, einem eine unangeneh-

*) Allgemeine Bibliothek B. VIII. St. II. Vorr. S. 21.

me Stunde machen, eben so viel, als einen beleidigen?

„Dieses Bewußtseyn, sagt er, erlaubt mir „nicht, jemandes Unwillen, am wenigsten Herrn „Lessings Zorn, zu befürchten.“ Meinen Zorn! mein Zorn! O, der Herr Geheimderath haben mich zum besten!

Und seine Leser ein wenig mit zugleich. Denn nun soll ich es für gut befunden haben, Herrn Klotz im Angesichte des Publicums zu belehren. Ich, ihn? Nicht doch; ich habe es bloß für gut befunden, mich seinen ewigen Belehrungen einmal zu entziehen. Aus Ursache, weil sie mich leider nie belehrten. Und geschahen diese Belehrungen nicht auch im Angesichte des Publicums? oder geschieht das nicht im Angesichte des Publicums, was Herr Klotz in seinen Schriften thut? Es könnte seyn.

Ich gebe es zu, daß jeder ehrliche Mann der Gefahr ausgesetzt ist, die Meinung eines andern nicht zu fassen. — Nur, wenn der ehrliche Mann ein Schriftsteller ist, könnte er sich Zeit nehmen, sie zu fassen. Und wie, wenn er

durchaus keine recht faßt, dieser ehrliche Schriftsteller?

Sehen Sie nur; selbst da versteht mich Hr. Klotz nicht, wo er behauptet, daß ich ihn nicht verstanden habe. Er sagt, „ich gebe ihm in „meinem Laokoon Schuld, daß er die homeri„sche Episode vom Thersites um deswillen ta„dele, weil Thersites eine häßliche Person sey; „dieses sey ihm nie eingefallen; er habe ihn „deswegen weggewünscht, weil er eine lächer„liche Person sey, und durch seine Gegenwart „die feyerliche Harmonie des epischen Gedichts „zerstöre."

O, ich habe ihn also recht gut verstanden; denn ich habe ihn gerade so verstanden, wie er sich hier erklärt.

Eigentlich zwar erwähne ich der Ursache, warum Herr Klotz den Thersites aus dem Homer wegwünscht, mit keiner Sylbe. Aber wie hätte ich die Häßlichkeit zu dieser Ursache machen können, da ich behaupte, daß die Häßlichkeit in der Poesie Häßlichkeit zu seyn aufhöre, und entweder lächerlich oder schrecklich werde?

Vielmehr, wenn Thersites in dem Homer bloß eine häßliche Person wäre, so hätte Hr. Klotz, nach meiner Meinung, sehr Recht, ihn wegzuwünschen. Aber er ist nicht sowohl häßlich, als lächerlich; und aus eben dieser Ursache, aus welcher ihn Herr Klotz wegwünscht, sage ich, daß er bleiben muß.

Die feyerliche Harmonie des epischen Gedichts, ist eine Grille. Eustathius rechnet das Lächerliche ausdrücklich unter die Mittel, deren sich Homer bedienet, wieder einzulenken, wenn das Feuer und der Tumult der Handlung zu stürmisch geworden. Wenn Thersites, weil er lächerlich ist, weg müßte; so müßten mehr Episoden aus gleichem Grunde weg. Das Lächerliche ist dem Homer nicht entwischt: sondern er hat es mit großem Fleiße und Verstande gesucht.

Das ist es, was ich an einem andern Orte weitläuftiger zu erklären, im Laokoon versprach. Das ist es, wovon mir damals Herr Klotz ganz und gar keine Idee zu haben schien, ob ich ihn schon für einen Gelehrten von sonst

sehr richtigem und feinem Geschmacke erkannte.

Aber ein richtiger und feiner Geschmack ist nicht immer ein allgemeiner und großer. Auch ist ein Mann von Geschmack noch lange kein Kunstrichter. Zu diesem finde ich in Herrn Klotz jetzt noch eben so wenig Anlage, als damals. Und auch für jenen würde ich ihn nicht erkannt haben, wenn er schon damals die deutsche Bibliothek dirigirt hätte: ein Werk, worin ich sehr gelobt worden, und welches ich ganz gewiß wieder loben würde, wenn ich Lust hätte, weiter darin gelobt zu werden. —

Auf diese Antwort, und nachdem Herr Klotz den Verfolg meiner Briefe erhalten hatte, erschien ein zweyter Aufsatz von ihm, in dem nehmlichen Correspondenten *). Er merkte, daß es mit der vornehmen, abweisenden Mine nicht ganz gethan seyn dürfte: er ließ sich also auf die Rechtfertigung seines Tadels ein, und hören Sie doch, was er diesem Tadel überhaupt für

*) St. 154. 55. vor. Jahr.

für eine Beschönigung giebt! „Wenn Herr Les-
„sing, lauten die Worte, über die Zweifel, die
„ich gegen seinen Laokoon auf die bescheidenste
„Art gemacht habe, mir so deutlich seinen Un-
„willen bezeugt, so kann mich dieses nicht an-
„ders, als sehr befremden. Herr Lessing ver-
„langte in einem Briefe vom 9ten Junii 1766
„meine Widersprüche ohne allen Rückhalt,
„und er bezeugte mir in so gefälligen und höf-
„lichen Ausdrücken sein Verlangen über mein
„Urtheil von seinem Laokoon, daß ich es sogar
„für meine Schuldigkeit hielt, ihm meine Mei-
„nung über einiges zu sagen. Ich habe auch
„dieses, wie ich glaube, auf eine Art gethan,
„die der Höflichkeit, welche mir Herr Lessing
„erwies, gemäß war. Es war mir bloß um
„die Liebe zur Wahrheit zu thun: nie habe ich
„den Willen gehabt, etwa Fehler aufzusuchen
„und dadurch Herrn Lessing beschwerlich zu wer-
„den. Wäre dieses meine Absicht gewesen, so
„würde ich gewiß seine Hypothese vom Borghe-
„sischen Fechter zuerst angegriffen haben. Ehe
„noch in den Göttingischen Anzeigen (1768.

„S. 176.) diese Erinnerung gemacht wurde,
„hatte ich bemrkt, daß Herr Lessing zwey Statuen mit einander verwechselt habe. Denn „die Stellung des Fechters (s. Villa Borghese „S. 217.) kann ganz und gar nicht dem Chabrias beygelegt werden."

O des unschuldigen, friedlichen, mit dem Mantel der christlichen Liebe alle Mängel bedeckenden, nur aus Gefälligkeit widersprechenden Mannes! Wie unleidlich, wie zänkisch, wie mir selbst ungleich, muß ich gegen ihn nicht erscheinen! — Wenigstens legt er es darauf an, daß ich so erscheinen soll.

Seinen bis jetzt so freundschaftlich verspar-ten Vorwurf, den Borghesischen Fechter betreffend, haben wir schon vorgehabt *). Wenn es wahr ist, daß auch Er, und Er noch früher als der Göttingische Gelehrte, meine Verwechslung dieses Fechters mit einer andern Statue bemerkt hat: so mache er sein Wort nunmehr gut. Er zeige, wie und worin diese Verwechslung

*) Brief 36.

geschehen: es liegt seiner Ehre daran, dieses zu zeigen. Denn zeigt er es nicht, kann er es nicht zeigen: so war er auch hier nicht bloß der kahle Nachbeter, sondern der plagiarische Nachbeter, der bey allem seinem Nachbeten immer noch selbst gelesen, selbst gedacht haben will. Er merke aber wohl, es ist von der Verwechslung, nicht von der Deutung der Statue die Rede!

Von den besondern Rechtfertigungen seines Tadels führe ich nichts an. Er hat getadelt, und ich habe mich verantwortet: er besteht auf seinen Tadel, und ich schweige. Mich selbst wiederholen, ist mir noch ekelhafter, als es dem Leser seyn würde; neue Erläuterungen aber, sehe ich nicht hinzu zu setzen. Das letzte Wort will ich ihm gern lassen. Nur die Einbildung kann ich ihm nicht lassen, Jemanden in der Welt überredet zu haben, daß ich ihn um sein Urtheil über meinen Laokoon gebeten.

Und das hätte ich nicht gethan? Gewiß nicht. Aber er beruft sich ja auf eine Zuschrift

von mir? Sie sollen bald hören, was es damit für eine Bewandniß hat.

Denn nun war der erste Theil dieser Briefe erschienen; und kaum war er erschienen, so war er auch schon in dem siebenten Stücke der Deutschen Biöliothek des Herrn Klotz — wie soll ich es nennen? wie würden Sie es nennen, was Sie da von Seite 465 bis 78 gelesen haben; oder geschwind noch lesen müssen?

Zwey und funfzigster Brief.

Herr Klotz sah, daß ich es nicht bey der Schutzwehr wolle bewenden lassen; er sah, daß ich ihm den Krieg in sein eignes Land spiele: und das war ihm zu arg! Nach diesem Hochverrathe war weiter an keine Schonung zu denken, und er brach mit seiner ganzen Artillerie von Voraussetzungen, Verdrehungen, Verläumdungen und Vergiftungen wider mich auf. Hatte ich es doch gedacht!

Indeß, meinen Sie, müsse es damit wohl seine Richtigkeit haben, daß ich den Herrn Klotz um sein Urtheil über meinen Laokoon ersucht. Denn er erzähle ja die ganze Geschichte, wie er auf die Prüfung desselben gekommen, und diese fange er mit einem Briefe an, den ich aus Berlin, unter dem 9ten Jun. 1766, an ihn geschrieben.

Schlimm genug, daß er sie damit anfängt. Ich habe also wohl zuerst an ihn geschrieben? Nicht Er ist es, sondern ich bin es also wohl, der die Correspondenz zwischen uns eröffnet hat? Oder hat er es im Ernst vergessen, daß mein Brief vom 9ten Jun. nichts als eine Antwort auf seine Zuschrift vom 9ten May war? Hat er es im Ernst vergessen, daß er mich in dieser seiner frühern, seiner ersten Zuschrift, um Erlaubniß bat, mir seine Zweifel über den Laokoon in den Actis liter. mittheilen zu dürfen?

Wenn das ist, so bin ich genöthiget, ihm sein Gedächtniß aufzufrischen; und er kann es nicht übel deuten, daß ich in der Art, es zu thun, seinem Beyspiele folge. Wenn ihm erlaubt war, eine Stelle aus meinem Briefe drucken zu lassen; so kann mir nicht anders als vergönnt seyn, eben das mit seinem ganzen Briefe zu thun. Hier ist er, von Wort zu Wort!

„Ich erinnere mich, mein werthester Herr, „Sie in meinem zartesten Alter bey meinem „Vater in Bischofswerda gesehen zu haben, „wohin Sie ein gewisser Herr Lindner, wo ich „nicht irre, begleitet hatte. Sie können nicht „glauben, wie sehr ich mich freue, so oft ich „meinen Freunden sagen kann, daß ich Sie von „Person zu kennen das Glück habe. Warum „ich es für ein Glück halte, würde ich Ihnen „erzählen, wenn ich glaubte, daß man Ihre „Freundschaft durch eine Sprache verdienen „könnte, welche Ihnen verdächtig scheinen „möchte, da sie so oft von der Verstellung ge„braucht worden. Aber erzeigen Sie mir im„mer die Wohlthat, und glauben Sie mir auf „mein Wort, daß ich es allezeit für meine „Pflicht gehalten, einer Ihrer aufrichtigsten „Verehrer zu seyn, und daß vielleicht wenige „Sie so zärtlich, so ohne alle Nebenabsichten „geliebt haben, als ich."

„Wie viel Vergnügen macht mir nicht Ihr „Laokoon! Ich bin Ihnen es schuldig, daß ich

„einmal an einem Orte, wo Barbarey und Un„wissenheit herrscht, und wo ich nur verdrieß„liche Geschäfte habe, auf einige Tage aufge„heitert worden. Ein Mann von Ihrer Den„kungsart nimmt mein Geständniß nicht übel, „daß ich nicht überall mit Ihren Meinungen „zufrieden bin. Ja, ich bin so frey zu glauben, „daß Sie mir erlauben, wenn ich meinen Zwei„feln weiter nachgedacht habe, solche in den „Actis liter. Ihnen mitzutheilen. Ich thue es, „um noch mehr von Ihnen zu lernen. Denn „wie viel habe ich nicht schon in Ihrem Buche „gelesen, das ich zuvor nicht wußte!"

„Ich habe mir vorgenommen, eine neue „Ausgabe der Epp. Homeric. zu machen. Es „sind mir verschiedene geschnittene Steine und „andere Monumente vorgekommen, woraus „ein ziemlicher Zuwachs von Anmerkungen ent„standen. Das Gedicht des Sadolets über „den Laokoon hatte ich aus Joh. Matthaei Tos„cani Carmin. Poëtar. illust. Italorum (Lute„tiae 1577.) wo es im 2ten Theile S. 132

„stehet, mir gleichfalls angemerkt. Nun sehe „ich, daß Sie mir zuvorgekommen sind.“

„Vielleicht ist dem Lieblinge der griechischen „Muse es nicht unangenehm, wenn ich noch „hinzusetze, daß die noch nicht bekannte Antho„logie des Strato nun völlig in meinen Hän„den sey. Ich habe einen Theil dieser kleinen „Gedichte meinem Commentar über den Tyr„täus eingewebt, welchen Richter jetzt mit ei„ner vielleicht übertriebenen Pracht druckt. Ein „großer Theil aber ist zu frey, als daß er wenig„stens von mir bekannt gemacht werden kön„ne. — Doch ich trage Bedenken, weiter mit „Ihnen zu reden, bis ich die Versicherung ha„be, daß Sie mir erlauben, Ihr Freund zu „seyn. Unterdessen bin ich doch allezeit

Ihr

Halle, den 9 May,
1766.

gehorsamster Diener,

Kloß.

Diesen Brief erhielt ich, als mir ein Brief von dem Manne aus dem Monde gerade nicht mehr und nicht weniger erwartet gewesen wäre. Aber beantwortet mußte er doch werden. Und wie? Der Ton war angegeben, in welchen es die ungesittetste Kälte gewesen wäre, nicht einstimmen zu wollen. Herr Klotz erinnert sich, mich in seinem zartesten Alter in dem Hause seines Vaters gesehen zu haben: ich werde mich dessen auch erinnern müssen. Herr Klotz versichert mich, allezeit einer der aufrichtigsten Verehrer von mir gewesen zu seyn; von mir als Schriftsteller, versteht sich; und Herr Klotz war auch Schriftsteller. Herr Klotz bekennt, vieles aus meinem Buche gelernt zu haben, was er vorher nicht wußte; das will sagen, wenn man vieles nicht weiß, kann man aus dem ersten dem besten Buche, oder richtiger zu reden, aus dem ersten dem schlechtesten, vieles lernen: und also auch das Compliment kann ich ihm, in aller Demuth, zurückgeben. Endlich: Herr Klotz ist nicht überall meiner Meinung; er hat Zweifel über mein Buch; er

will diesen Zweifeln weiter nachdenken; er glaubt, daß ich Ihm sodann erlauben werde, mir sie öffentlich mittheilen zu dürfen: erlauben! und wenn ich es Ihm nun nicht erlauben wollte? Was für Ungereimtheiten man nicht alles aus lieber Höflichkeit zu schreiben pflegt! Also nicht bloß erlauben muß ich Ihm das: ich muß Ihm wenigstens versichern, mich darauf zu freuen.

Allein diese Versicherung — ich frage Sie, mein Freund; ich frage einen jeden, der Lust hätte, mir darauf zu antworten — ist diese Versicherung, daß mir das Urtheil, die Anmerkungen, die Zweifel, die mir Herr Klotz zuerst anbietet, willkommen seyn werden, ist diese Versicherung eine eigentliche von mir herstammende Bitte um dieses Urtheil, um diese Anmerkungen und Zweifel? Kann man sagen, daß ich ihn um das ersucht habe, was ich von ihm anzunehmen, mich nicht weigern durfte? Gleichwohl sagt es Herr Klotz; gleichwohl darf er sich unterstehen, es mit meinen eigenen Worten beweisen zu wollen.

Meine eigenen Worte sollen diese gewesen seyn: „Ich verspreche meinem Laokoon wenige „Leser, und ich weiß, daß er noch wenigere gül„tige Richter haben kann. Wenn ich Beden„ken trug, den einen davon in Ihnen zu beste„chen, so geschah es gewiß weniger aus Stolz, „als aus Lehrbegierde. Ich habe Ihnen zuerst „widersprochen; und ich würde sagen, es sey „bloß in der Absicht geschehen, mir Ihre Wi„dersprüche ohne allen Rückhalt zu versichern, „wenn ich glaubte, daß ein rechtschaffener Mann „erst gereitzt werden müßte, wenn er nach Ue„berzeugung sprechen sollte. Der häßliche Ther„sites soll unter uns eben so wenig Unheil stif„ten, als ihm vor Troja zu stiften gelang. „Schreibt man denn nur darum, um immer „Recht zu haben? Ich meine, mich um die „Wahrheit eben so verdient gemacht zu haben, „wenn ich sie verfehle, mein Fehler aber die Ur„sache ist, daß sie ein anderer entdeckt, als wenn „ich sie selbst entdecke. Mit diesen Gesinnungen „kann ich mich auf Ihr ausführliches Urtheil in „den Actis liter. nicht anders als freuen."

Ich erkenne in diesen Worten meine Denkungsart: es mögen also gar wohl meine eigenen Worte gewesen seyn. Aber was folgt daraus für Herrn Klotz? Es waren, wie Sie gesehen, erwiedernde Worte, nicht auffodernde Worte. Ja so wenig auffodernd, daß sie ihn vielmehr hätten stutzig machen müssen. Ich lasse ihm merken, daß ich über meinen Laokoon nur sehr wenige Richter für gültige Richter erkennen dürfte: und wenn ich ihn jetzt einen Augenblick für diesen annehme, so geschieht es nur, weil er sich so zuversichtlich für jenen aufwirft. Er will Richter seyn; und daraus schließe ich, daß er sich aus der kleinen Zahl der gültigen zu seyn, fühlen müsse. Konnte ich ihn damals schon besser kennen, als er sich kannte? —

Aber ein Wort von dieser so stolz klingenden Aeußerung selbst! Sie klingt es bloß; sie ist es gar nicht. Nicht darum, meinte ich, könne mein Laokoon nur sehr wenige gültige Richter haben, weil ganz außerordentliche Kenntnisse, ein ganz besonderer Scharfsinn darzu erfordert würden: wahrlich nicht darum. Ich müßte ein

großer Geck seyn, wenn ich das gemeint hätte. Der Männer, die unendlich mehr Kenntnisse von dahin einschlagenden Dingen besitzen, als ich; der Männer, die unendlich mehr Scharfsinn haben, als ich — giebt es überall die Menge. Aber deren, die beydes, Kenntnisse und Scharfsinn, auch nur in einem leidlichen Grade in sich vereinigen, giebt es so viele schon nicht. Unter diesen wenigern giebt es noch wenigere, welche diesen Scharfsinn, den sie haben, auf dergleichen Kenntnisse, die ihnen auch nicht fehlen, anwenden zu können, oder zu dürfen glauben. Die mehresten von ihnen halten Scharfsinn, auf solche Kenntnisse angewandt, für eine unfruchtbare Spitzfindigkeit, die selbst dem Vergnügen, das sie aus diesen Kenntnissen ziehen, nachtheilig werden müsse. Nur hier und da wagt es einer dann und wann, dieses sein Vergnügen auf das Spiel zu setzen, um in der Beschauung und Musterung und Läuterung desselben Vergnügen zu finden. Und so wie diese höchst seltenen Grübler nur meine Leser seyn werden, so können nur die geübtesten

derselben meine Richter seyn. Aber Tausend gegen Eins, daß sich unter diesen kein Dichter, kein Maler finden wird. Es hat daher nie meine Absicht seyn können, unmittelbar für den Dichter, oder für den Maler zu schreiben. Ich schreibe über sie, nicht für sie. Sie könuen mich, ich aber nicht sie entbehren. Um mich in einem Gleichnisse auszudrücken: ich wickle das Gespinnste der Seidenwürmer ab, nicht um die Seidenwürmer spinnen zu lehren, sondern aus der Seide, für mich und meines gleichen, Beutel zu machen; Beutel, um das Gleichniß fortzusetzen, in welchen ich die kleine Münze einzelner Empfindungen so lange sammle, bis ich sie in gute wichtige Goldstücke allgemeiner Anmerkungen umsetzen und diese zu dem Kapitale selbst gedachter Wahrheiten schlagen kann. —

Drey und funfzigster Brief.

Das also ist erwiesen, daß ich Herrn Kloz um sein Urtheil nicht gebeten habe. Ich habe es bloß nicht verbeten.

Ich war nie begierig darnach gewesen, ehe mich seine Zuschrift begierig darnach machte. Aber ich erinnerte mich, daß ich ihn zu dem öffentlichen Widerspruche, zu welchem er sich aufwarf, wohl könne gereitzt haben. Gereitzt! denn ich hatte ihm selbst gelegentlich widersprochen. Doch mußte ich ihn auch nicht glauben lassen, daß ich ihn für gereitzt hielte: oder mußte es ihm nur durch die Versicherung, daß ich ihn nicht dafür hielte, merken lassen. Kurz, ich sehe noch nicht, wie ich ihm damals hätte anders antworten können, als ich ihm geantwortet habe.

Aber

Aber hören Sie weiter. — Nach Verlauf von fünf Monaten, erschien das Stück von den Actis liter. *), in welchem Herr Klotz Wort hielt; und er hatte die Güte, es mir mit einem zweyten Schreiben selbst zuzuschicken. Ich theile auch dieses ganz mit; denn da Herr Klotz es einmal für gut befunden, unser Publicum in einen Privatbrief gucken zu lassen: so mag diesem Publico nun lieber gar nichts verhalten bleiben, was unter uns vorgefallen. Es lautet so:

„Nachdem ich einen ganzen Sommer auf Ih„re Ankunft in Halle, mein werthester Herr, „gewartet, und mit dieser Hoffnung mir alles „das Unangenehme, welches mein Professor„amt bey sich führet, versüßt hatte, bringt mir „mein Freund, Herr Hausen, die Nachricht, „daß Sie in Berlin sind. Es bleibt mir also „nichts übrig, als, um mir das Vergnügen, „Sie zu umarmen, zu verschaffen, selbst nach

*) Voluminis III. Pars III,

„Berlin zu reisen, und ich hoffe gewiß, daß ich „auf Ostern meinem Verlangen werde ein Ge„nüge leisten können. Unter die Vortheile, die „ich mir von dem Warschauer Antrage ver„sprach, rechnete ich immer auch den, daß ich „Sie einige Wochen genießen würde."

„Sie haben mir die Erlaubniß gegeben, das „nieder zu schreiben, was ich bey dem Lesen „Ihres vortrefflichen Laokoons gedacht. Wenn „Sie einige Augenblicke beygelegter Schrift „gönnen wollen, so werden Sie sehen, daß ich „mich derselben bedient habe. Ein Mann von „gegründetem Ruhme und edlem Bewußtseyn „seiner Verdienste, erlaubt dem andern gern, „seine schwachen Bemühungen, ihm nachzuah„men, zeigen zu dürfen, und wenn er auch „gleich einsieht, daß er ihn nicht erreicht, so „verzeiht er ihm doch den Mangel an Kräften „und liebt ihn wegen seines guten Willens. „Dieser Gedanke verspricht mir eine freund„schaftliche Aufnahme meiner Einfälle von „Ihnen."

„Es war mir genug, daß Herr Hausen mir „sagte, daß einige Berlinische Gelehrte sich „über meinen Auszug aus der allgemeinen „Welthistorie gewundert hätten, um die ganze „Arbeit wieder aufzugeben. Die Umstände, in „welchen ich mich befand, da sie mir angetra„gen wurde, nöthigten mich, eine Sache zu un„ternehmen, bey der ich bloß den Fleiß eines „Tagelöhners anzuwenden brauchte. Allein, „schon der Wink eines einsichtsvollen Kunstrich„ters zwingt mich zu erröthen, und lieber alles „einzubüßen, als Vertrauen und Gunst der „Männer, gegen deren Urtheil ich nicht gleich„gültig seyn kann.

„Ich hoffe nun bald durch Bücher und an„dern Vorrath mich in den Stand zu setzen, „ein Buch von der alten Steinschneidekunst zu „verfertigen, wozu ich den Plan seit einigen „Jahren gemacht, und an dessen Ausführung „mich die allhier herrschende Barbarey, und „der Mangel an Hülfsmitteln gehindert."

„Mit einer Hochachtung und Ergebenheit, „in deren Aufrichtigkeit ich niemanden in der

„Welt nachgeben werde, habe ich die Ehre
„zu seyn,“

Ihr

Halle, den 11 Oct.
1766.

gehorsamster Diener,
Klotz.

Was sagen Sie zu diesem Briefe, mein Freund? Ist es nicht ein feiner, artiger, süßer, liebkosender Brief; voller Freundschaft, voller Vertraulichkeit, voller Demuth, voller Hochachtung? O gewiß! — Und die Schrift erst, die dabey lag! Das nenne ich eine Recension! Das ist ein Mann, der zu loben versteht! O, wie schwoll mir mein Herz! Nun wußte ich doch, wer ich war! Ich war elegantissimi ingenii vir; ich war verus Gratiarum alumnus; mir hatten die Musen dudum principem inter Germaniae ornamenta locum zuerkannt; ich war es, der nicht anders als cognitis optimis fere omnium populorum libris, artium natura perspecta, conjunctaque antiquarum

litterarum scientia cum recentiorum auctorum lectione, die Feder ergriffen. Nun war mir mein Buch erst lieb! Denn es war dem Herrn Klotz ein aureolus libellus, und er rief einem jeden, der es in die Hand nehmen wolle, mit den Worten des Plato zu, vorher den Grazien zu opfern!

Was werde ich auf diesen Brief, und auf diese Recension, dem allerliebsten Verfasser nicht alles geantwortet haben! Mit welcher entzückten Dankbarkeit werde ich ihm ein ewiges Schutz- und Trutzbündniß gelobet haben! Nicht wahr? —

Ich ersuche Herrn Klotz, meine Antwort auf dieses sein zweytes Schreiben, auf diese seine Recension, drucken zu lassen. Sie wird mich freylich jetzt beschämen, wenn sie so ausgefallen ist, wie ich glauben muß, daß er sie erwartet hat. Aber er schone mich nur nicht; ich muß gedemüthiget seyn: und was könnte mich mehr demüthigen, als mit ihm das Mulus mulum gespielt zu haben?

Vier und funfzigster Brief.

Die Wahrheit, mein Freund, ist, daß ich dem Herrn Klotz auf sein zweytes Schreiben, auf seine Recension — ganz und gar nicht geantwortet habe; daß ich ihm noch heute darauf antworten soll. Ich hatte an seinem zweyten Briefe genug: meine Antwort würde nur vielleicht einen dritten nach sich gezogen haben; und was wäre es, ob ich erst bey dem dritten, oder bey dem vierten abgebrochen hätte? Abbrechen hätte ich doch einmal müssen: und ich denke, je früher eine solche Unhöflichkeit erfolgt, desto kleiner ist sie.

Auf den ersten Brief konnte ich dem Herrn Klotz verbindlich, aber doch noch mit Bestande der Wahrheit, antworten. Ich nahm den Mann vorläufig so an, als ich ihn zu finden wünschte: und wer hat es je für Beleidigung der Aufrichtigkeit gehalten, die Anrede eines Unbekannten

mit guter Freund zu erwiedern, weil sich endlich findet, daß dieser Unbekannte weder gut, noch Freund ist? — Mit dem zweyten Briefe hingegen, war es anders. Ihm verbindlich darauf zu antworten, hätte ich schlechterdings gegen meine Ueberzeugung sprechen müssen: und nach meiner Ueberzeugung mit ihm zu reden, das hätte ihm leicht empfindlicher fallen mögen, als ich von dem bloßen Stillschweigen befürchten durfte, von welchem er sich noch immer eine Ursache denken konnte, wie sie seiner Eitelkeit am wenigsten auffiel.

Und zwar hatte diese Alternative, gegen Herrn Klotz entweder den Schmeichler zu spielen, oder ihm unangenehme Dinge zu sagen, einen doppelten Grund. Seine Lobsprüche waren mir äußerst ekelhaft, weil sie äußerst übertrieben waren: und seine Einwürfe fand ich höchst nüchtern, so ein gelehrtes Maul er auch dabey immer zog.

Ueber jenes hätte ich ihm sagen müssen: „Mein werthester Herr, ein anders ist, einem Weihrauch streuen; und ein anders, einem,

mit Wernikeu zu reden, das Rauchfaß um den Kopf schmeißen. Ich will glauben, daß Sie das erste thun wollen: aber das andere haben Sie gethan. Ich will glauben, daß es Ihre bloße Ungeschicklichkeit in Schwenkung des Rauchfasses ist: aber ich habe dem ungeachtet die Beulen, und fühle sie. Daß ich ein ziemlich gutes Büchelchen geschrieben, kitzelt mich freylich, selbst von Ihnen zu vernehmen. Es kitzelt mich freylich, mich von Ihnen unter die Zierden Deutschlands gezählt zu sehen: denn wer will nicht gern seinem Vaterlande wenigstens keine Schande machen? Aber nun genug mit dem Kitzeln: denn sehen Sie, ich muß mich schon mehr krümmen, als ich lachen kann. Oder denken Sie, daß meine Haut Elephantenleder ist? Das müssen Sie wohl denken: denn Sie machen es immer ärger, und Sie werden mich todt kitzeln. Sie ertheilen mir unter den Zierden Deutschlands nicht allein eine Stelle: Sie ertheilen mir eine von den ersten, wo nicht gar die erste. Ja, nicht Sie bloß ertheilen sie mir: Sie lassen sie mir von den Musen ertheilen;

und lassen sie mir von den Musen damals schon långst ertheilt seyn. Cui dudum principem inter Germaniae ornamenta locum Musae tribuerunt! Mein werthester, werthester Herr, mir wird bange um Sie. Wenn Sie im Ernste so denken: so haben Sie das Pulver wohl nicht erfunden. Sagen Sie es aber nur, ohne selbst ein Wort davon zu glauben, bloß um mich zum Besten zu haben: so sind Sie ein schlimmer Mann. Doch Sie mögen leicht weder so schlimm, noch so einfåltig seyn: Sie preisen die Felsenkluft wohl nur des Widerhalls wegen. Sie schneiden den Bissen nicht für meine, sondern für Ihre Kehle: was mir Würgen verursacht, geht bey Ihnen glatt herunter. Wenn das ist, mein werthester Herr: so bedaure ich Sie, daß Sie an den unrechten gekommen. Den Ball, den ich nicht fangen mag, mag ich auch nicht zurückwerfen. Sie sind zuverlåssig gelehrter, als ich: aber Sie darum unter die Zierden Deutschlands einzuschreiben, Sie hinzustellen, wo Sie mich hinstellen wollen; das

kann ich nicht, und wenn es mir das Leben ko-
stete! Haben es die Musen bereits gethan: so
weiß ich nichts davon, und ohne sichern Grund
möchte ich den Musen so etwas nicht gern nach-
sagen. Wollen es die Musen noch thun: das
soll mich freuen; aber lasseu Sie uns fleißig
seyn, und warten. Die Ehre ist am Ziele, und
von dem Ziele läuft man nicht aus.“ —

Ueber den zweyten Punkt hätte ich dem
Herrn Klotz sagen müssen: „Mein werthester
Herr, ich finde, daß Sie ein sehr belesener
Mann sind; oder sich wenigstens trefflich dar-
auf verstehen, wie man es zu seyn scheinen
kann. Sie mögen auch wohl hübsche Collecta-
nea haben. Ich habe dergleichen nicht; ich
mag auch nicht ein Blatt mehr gelesen zu ha-
ben scheinen, als ich wirklich gelesen habe; ich
finde manchmal so gar, daß ich für meinen ge-
sunden Verstand schon viel zu viel gelesen habe.
Mein halbes Leben ist vergangen, um zu lernen,
was andere gedacht haben. Nun wäre es bald
Zeit, selbst zu denken; oder, wenn es damit zu
spät seyn sollte, wenigstens das, wovon ich ge-

lernt habe, daß es Andere gedacht, mir so zu ordnen, mir so zu berichtigen und aufzuhellen, daß es zur Noth für meine eigenen Gedanken gelten kann. Es scheinet nicht, daß Sie schon da halten, wo ich halte; es scheinet nicht, daß Sie das Bedürfniß, in Ihrem Kopfe aufzuräumen, schon so dringend fühlen, als ich es fühle: Sie sammeln noch; und ich werfe schon wieder weg. Ich erkenne es mit Dank, daß Sie so geschäftig und dienstfertig um mich seyn wollen: aber bemerken Sie doch nur, mein werthester Herr, daß Sie mir fast lauter Dinge in die Hand geben, die ich dort schon in den Winkel gestellt habe. Vieles geben Sie mir auch für etwas ganz anders in die Hand, als es ist. Ueberhaupt aber verkennen Sie meine Absicht; Sie halten sich bey den beyläufigen Erläuterungen auf, und über die Hauptsache fahren Sie dahin. Ich möchte Sie wohl um mich haben, um Sie als ein lebendiges Register zu nutzen: an Seitenzahlen würden Sie mich nicht Mangel leiden lassen; nur für die Gedanken müßte ich selbst sorgen. Wohl zu behalten,

daß ich Ihnen auch noch die Seitenzahlen nachzuberichtigen, nicht versäumte! Denn oft sagt das Register etwas ganz anders, als das Buch. Ich versprach mir an Ihnen einen Mann, der mit mir denken würde; und ich finde einen, der für mich nachschlagen und in den Kupferbüchern für mich bildern will. Wenn Ihnen ein Gefallen damit geschieht, so sollen Sie mit jeder Ihrer Erinnerungen völlig Recht haben: was mein Buch beweisen und erläutern soll, beweiset und erläutert es darum nicht ein Haar weniger." —

So, und nur so, hätte ich dem Herrn Klotz antworten können, ohne meiner Freymüthigkeit Gewalt zu thun. Aber wenn ich mich fragte: wozu diese Gewalt? so fragte ich mich auch zugleich: wozu diese Freymüthigkeit? Was wird sie nutzen, als daß du dir, aus einem ungewissen Freunde, einen gewissen Feind machst? Wähle das Mittel: erspare deiner Freymüthigkeit die Gewalt, indem du dir die Freymüthigkeit selbst ersparest; schweig! — Und ich schwieg.

Fünf und funfzigster Brief.

Ich schwieg in das zweyte Jahr; und ich würde sicherlich noch schweigen —

„Wenn Herr Nicolai mit seiner Allgemeinen Bibliothek nicht wäre."

So sagt Herr Klotz! „Damals, sagt er *), „als ich noch an keine Deutsche Bibliothek „gedacht, (als meine Deutsche Bibliothek noch „nicht Schuld war, daß Herr Nicolai von seiner Allgemeinen Bibliothek weniger Exemplare „auf der Messe verkaufte **), stand ich bey Herrn „Nicolai und seinen Freunden noch in Gnaden. „Aber so bald ich mich an die Spitze der über „den kritischen Despotismus Unzufriednen stellte, so sah man mich auch mit andern Augen „an: dann schrieb der jüngere Herr Candidat

*) S. 468.

**) Hallische Zeitung 1768. St. 81.

„Leſſing in Berlin wider mich Zeitungsartikel, „wovon der eine ſo ehrenrührig war, daß er „auf Befehl eines großen Miniſters unterdrückt „wurde; dann ergriff Herr Magiſter Leſſing „die Feder; dann ward ich ſelbſt in der Allge„meinen Bibliothek gemißhandelt.“ —

Dieſer Magiſter Leſſing ſoll ich ſeyn, und dieſer Candidat Leſſing ſoll mein Bruder ſeyn, und wir beyde ſollen bloß und allein wider den Herrn Magiſter Klotz die Feder ergriffen haben, um die Nahrung des Herrn Buchhändlers Nicolai aufrecht zu erhalten!

Ich kann mich rühmen, daß ich ſchon manche tüchtige Lüge von mir und wider mich zu leſen das Vergnügen gehabt habe; aber ſo eine grobe, aus der Luſt gegriffene, hämtückiſche iſt mir doch lange nicht vorgekommen, als dieſe Klotziſche! Mein Bruder mag ſich ſelbſt rechtfertigen, wenn er es der Mühe werth hält. Ob er Zeitungsartikel wider Herrn Klotz gemacht hat, das weiß ich nicht; daß er ehrenrührige gemacht haben ſollte, das glaube ich nicht; und gewiß iſt es, daß ein ſolcher ehrenrühriger Ar-

tikel von ihm, auf Befehl eines großen Ministers nicht kann seyn unterdrückt worden, weil in Berlin kein Minister, sondern nur ein Geheimerrath, die Zeitungen censiret. Ein Geheimerrath kann ja wohl einem andern Geheimenrathe, auch einen bloß empfindlichen Artikel haben ersparen wollen: und ein empfindlicher Artikel ist noch lange kein ehrenrühriger. Ich möchte Herrn Klotz wohl fragen, ob er diesen ehrenrührigen Artikel selbst gelesen? und ob er es ganz gewiß weiß, daß mein Bruder, und niemand anders, ihn geschrieben? Hat er ihn nicht selbst gelesen, weiß er dieses nicht ganz gewiß; so denke er doch einen Augenblick nach, welche Grausamkeit es ist, einen jungen unbekannten Menschen auf Gerathewohl der Welt damit zuerst bekannt zu machen, daß man ihm nachsagt, er sey fähig, ehrenrührige Dinge zu schreiben? Eine solche Beschuldigung ist ehrenrührig; und wenn Herr Klotz sie nicht unwidersprechlich erweisen kann: so ist Er der ehrenrührige Schreiber, zu dem er hier meinen Bruder machen will.

Doch wie gesagt, ich will nur meine Thür rein halten: und was braucht es dazu mehr, als eine Erklärung, die ich vielleicht schon längst hätte thun sollen?

Diese nehmlich: Herr Nicolai ist mein Freund; aber mit seiner Allgemeinen Bibliothek habe ich nichts zu schaffen. Sie ist bereits bis auf die Hälfte des neunten Bandes angewachsen, und noch soll ich die Feder für sie ansetzen. Da ist nicht eine einzige Recension, nicht eine einzige kleine Nachricht, welche sich von mir herschriebe! Da ist kein einziges Urtheil, auf welches ich, mir wissentlich, den geringsten Einfluß gehabt hätte!

In dem fünften Bande waren gewisse Psalmen und Threnodieen, die ich noch lesen soll, anders angezeigt worden, als es sich der Verfasser und dessen Freunde versehen hatten. Sogleich erschien ein langes Sendschreiben an mich *), in welchem ich auf die bitterste und ver-

*) In Leipzig bey Hilschern, 1768.

verächtlichste Weise darüber zu Rede gestellt ward. Ich möchte nun, hieß es, jene hündische, eselhafte Kritik selbst gemacht haben, oder nicht: so sey es doch immer gut, mir den Kopf dafür zu waschen! Denn es sey doch einmal weltkundig, daß ich einer der vornehmsten Mitarbeiter an der Allgemeinen Bibliothek sey; es geschehe doch unter meinem Namen, daß ein so entsetzlicher Mensch einem der größten Dichter unserer Zeit ein so himmelschreyendes Unrecht zufüge; ich müsse also einem solchen Unwesen steuern, oder wenigstens, wenn mir an der Hochachtung der Welt noch das geringste gelegen sey, öffentlich meinen Abscheu dagegen bezeugen und erklären, daß ich ihm nicht zu steuern vermöge.

Wie man gewisse Dinge gerade deswegen nicht thut, weil gewisse Leute behaupten, daß man sie thun müsse: so bezeugte und erklärte ich von allem, was der Sendschreiber meinte, daß ich nothwendig bezeugen und erklären müsse, schlechterdings nichts. Dieser Elende, dacht' ich, der fähig ist, einen bey sich niederfallenden

Stein in der Wuth aufzugreifen, und ihn dem ersten, den er in die Augen fasset, an den Kopf zu werfen, — dieser Elende mag von dir glauben, was er will! Wer wird es ihm nachglauben?

Aber hierin betrog ich mich. Denn ich habe nachher nur allzu oft die nehmliche Sprache wider mich führen hören. Selbst in diesem Augenblicke lege ich ein Zeitungsblatt des Hrn. Riedels aus der Hand *), in welchem er von dem letzten Stücke der Allgemeinen Bibliothek anmerkt, „daß in zwey Recensionen die Partheylichkeit gar zu sichtbar sey; in der von den Reliquien, und in der, welche die Nachricht von Künstlern und Kunstsachen betrifft.“ „Der „bittere Tadel des Herrn von Heineke, setzt er „hinzu, und das Lob, welches ihm neulich Herr „Lessing ertheilte, machen einen Gegensatz aus, „bey welchem wir nicht wissen, was wir denken sollen.“ Nicht wissen, was wir denken sollen! Und warum denn nicht? Unstreitig,

*) Erfurtische gelehrte Zeitung, 43stes Stück.

weil Herr Riedel das Simpelste und Natürlichste nicht denken will! Oder wäre es das Simpelste und Natürlichste etwa nicht, auch schon aus diesem einzigen Exempel zu schließen, wie wenig ich mit der Allgemeinen Bibliothek colludire? Was geht es mich an, wie die Allgemeine Bibliothek urtheilt? Warum muß ich ihr Urtheil nothwendig zu meinem machen? Warum sie, mein Urtheil zu ihrem? Das Einverständniß, das Herr Riedel zwischen ihr und mir voraussetzt, worauf gründet es sich? Was für Beweise kann er davon geben?

Doch Er, und sein theuerster Freund, Herr Klotz, haben es sich nun einmal vorgenommen, der Welt eine Berlinische Litteraturschule aufzuheften, und mich zu einem von den Stiftern derselben zu machen. Diese Schule soll in den Journalen, welche Herr Nicolai seit zwölf Jahren besorgt, leiben und leben, und den unerträglichsten Despotismus üben. Der Mißvergnügten über diesen Despotismus sollen in Deutschland unzählige seyn, und Herr Klotz will sich endlich an die Spitze derselben gestellt haben.

Viel Glück zu diesen Erscheinungen und zu allen daraus folgenden Ritterthaten! Aber möchte ein freundlicher Genius die Augen dieser Helden, wenigstens nur in Absicht auf mich, erleuchten. Ich bin wahrlich nur eine Mühle und kein Riese. Da stehe ich auf meinem Platze, ganz außer dem Dorfe, auf einem Sandhügel allein, und komme zu niemanden, und helfe niemanden, und lasse mir von niemanden helfen. Wenn ich meinen Steinen etwas aufzuschütten habe, so mahle ich es ab, es mag seyn mit welchem Winde es will. Alle zwey und dreyßig Winde sind meine Freunde. Von der ganzen weiten Atmosphäre verlange ich nicht einen Fingerbreit mehr, als gerade meine Flügel zu ihrem Umlaufe brauchen. Nur diesen Umlauf lasse man ihnen frey. Mücken können dazwischen hin schwärmen: aber muthwillige Buben müssen nicht alle Augenblicke sich darunter durchjagen wollen; noch weniger muß sie eine Hand hemmen wollen, die nicht stärker ist, als der Wind, der mich umtreibt. Wen meine Flügel mit in die Luft schleudern, der hat

es sich selbst zuzuschreiben: auch kann ich ihn nicht sanfter niedersetzen, als er fällt —

Seit dem Jahre 61 habe ich für die Journale des Herrn Nicolai gerade einen kleinen Octavbogen geliefert, welcher die Anpreisung eines Werkes enthält, über dessen Güte wir alle einig sind. Dennoch darf Herr Klotz mich zum geschwornen Vorfechter des Herrn Nicolai machen. Dennoch darf —

Doch genug hiervon. Schon wird meine eigene Rechtfertigung mir selbst zum Ekel.

Sechs und funfzigster Brief.

Aber wenn es nicht Herr Nicolai war, wer war es denn, der mich gegen Herrn Klotz aufbrachte? — Denn aufgebracht soll ich doch nun einmal seyn.

Ich weiß nicht, was ich bin, oder zu seyn scheinen mag. So viel weiß ich, daß ich das, was ich bin, mit sehr kaltem Blute bin. Es ist nicht Hitze, nicht Uebereilung, die mich auf den Ton gestimmt, in welchem man mich mit Herrn Klotz höret. Es ist der ruhigste Vorbedacht, die langsamste Ueberlegung, mit der ich jedes Wort gegen ihn niederschreibe. Wo man ein spöttisches, bitteres, hartes findet: da glaube man nur ja nicht, daß es mir entfahren sey. Ich hatte nach meiner besten Einsicht geurtheilet, daß ihm dieses spöttische, bittere, harte Wort gehöre, und daß ich es ihm auf keine Weise ersparen könne, ohne an der Sache, die

ich gegen ihn vertheidige, zum Verräther zu werden.

Was war Herr Klotz? was wollte er auf einmal seyn? was ist er?

Herr Klotz war, bis in das Jahr 66, ein Mann, der Ein lateinisches Büchelchen über das andere drucken lassen. Die ersten und meisten dieser Büchelchen sollten Satyren seyn, und waren ihm zu Pasquillen gerathen. Das Verdienst der besten war zusammen gestoppelte Gelehrsamkeit, Alltagswitz, und Schulblümchen. Bey solchen Talenten konnte er seinen Beruf zum Journalisten von Profession nicht lange verkennen. Er ward es: doch auch nur erst auf Latein. Man lernte aus seinen Actis litterariis, daß er manches gute Buch zu Gesicht bekomme: aber daß er über ein gutes Buch selbst etwas Gutes zu sagen wisse, davon sollen uns diese Acta noch den ersten Beweis geben. Wovon sie uns die häufigsten Beweise gaben, war der unglückliche Hang des Verfassers, in seine Urtheile die diffamirendsten Persönlichkeiten einzu-

flechten. Wenn z. E. ein Gelehrter, der, nach des Herrn Klotz eigenem Geständnisse, sich in seinen ersten Schriften mit Ruhm gezeigt hatte, in seinen letztern allmählich sinkt, oder einen Wisch mit unterlaufen läßt, in welchem man ihn gänzlich verkennet: was thut da Herr Klotz? Ist es ihm genug, den Verfall dieses Mannes anzumerken? die Nachlässigkeiten desselben ins Licht zu stellen? über die anscheinende Unwissenheit zu spotten? Ist es ihm genug, auf die Zerstreuungen von weitem anzuspielen, aus welchen jene Nachlässigkeiten vielleicht entspringen? Zwar wäre auch dieser Schritt schon viel zu vermessen; schon viel zu weit über die Gränze der Kritik. Und doch wie unschuldig wäre er gegen den, den sich Herr Klotz erlauben dürfen. Lesen Sie, wie er dem D. Conradi mitgespielt, und erstaunen Sie *)! Aber erstaunen Sie, nicht sowohl über die Frechheit, als darüber, daß ihm eine solche Frechheit ungenossen ausgegangen. Um seinen Lesern begreiflich zu ma-

*) Act. Litt. Vol. II. P. IV. p. 465.

chen, wie die neuesten Schriften dieses Gelehrten so schlecht ausfallen können; um zu verhüten, — o des wahren Frelons, der sich einbildet, alle Menschen müßten, wie er *), lieber an ihrer Rechtschaffenheit als an ihrer Gelehrsamkeit zweifeln lassen! — um zu verhüten, daß man nicht nach diesen neuesten Schriften die Wissenschaft ihres Verfassers schätze, ut Conradi doctrinam ab eorum forte judicio vindicet, qui eum non nisi ex postremis scriptis noverunt — o des kritischen Biedermanns! — erzählt er uns, „D. Conradi habe sich seit einiger Zeit auf den Weinhandel und aufs Saufen gelegt, habe seine Creditores, man versteht nicht recht, ob betrogen? oder mit anderer „Schaden bereichert? bis er endlich, um bey

*) Der sich ruhig fripon nennen läßt, aber sobald er sich mauvais auteur nennen höret, erbittert ausruft: Arretés, s'il vous plait! on peut attaquer mes moeurs; mais pour ma reputation d'auteur, je ne le souffrirai jamais!

„Ehren zu bleiben und sich des Hungers zu er„wehren, von Leipzig nach Marburg entweichen „müssen *).“ — Abscheulicher Recensent, wer verlangt das zu wissen? Sag uns, ob das Buch

*) Hier ist die ganze Stelle: Est haud raro doctissimorum ingeniorum haec fortuna, ut, dum genio suo nimis indulgent, rebus a libris plane alienis facile distrahantur. Talem quoque expertus est juris civilis apprime peritus *Conradus*, qui, dum Lipsiae jurisprudentiam docuit, editis initio libris egregiis, eruditi JCti nomen sibi paraverat, at postea, cum ad bibendi studium & vinarium commercium, quod non sine aliorum invidia, & insigni creditorum commodo exercebat, se convertisset, acceptam jam laudem adeo deseruit, ut aut nihil plane scriberet, aut, quando suo nomine aliquid edere debebat, vel amici cujusdam, his in litteris minime versati, opera uteretur, vel ipse, quicquid in mentem venisset, in chartam conjiceret. Quod quidem non malevolo animo, aut calumniae causa scribimus, sed ut *Conradi* doctrinam ab

schlecht oder gut ist: und von dem übrigen schweig! Auch wenn alles wahr ist, schweig: denn die Gerechtigkeit hat dir es nicht aufgetragen, solche Brandmahle auf die Stirn des Unglücklichen zu drücken! — Zwar hat Herr Klotz diesem Schandurtheil die Buchstaben F. S. A. untersetzen lassen; ohne Zweifel, um uns damit zu sagen, daß er es nicht selbst abgefaßt habe. Aber selbst, oder nicht selbst: es ist darum nicht weniger sein Werk. Denn der allgemeine Titel, Acta litteraria scripsit Klotzius, macht es dazu; und der Wirth, der in seiner Kneipschenke wissentlich morden läßt, ist nicht ein Haar besser, als der Mörder.

Dieses und unzähliger ähnlicher Frevel ungeachtet, deren ein einziger hinreichend seyn müßte, auch den besten Kriticus der öffentlichen Verachtung so auszusetzen, daß er sich in seinem

eorum forte judicio vindicemus, qui eum non nisi ex postremis scriptis noverunt. Tandem, quo fami famaeque consuleret, Lipsia abiit in patriam suam, Marburgum, &c.

Leben nicht wieder unterstånde, seine Stimme hören zu lassen, gelang es Herrn Klotz, sich einen Anhang zu erschimpfen, und einen noch größern sich zu erloben. Besonders hatte er einen Schwarm junger aufschießender Scribler sich zinsbar zu machen gewußt, die ihn gegen alle vier Theile der Welt als den größten, außerordentlichsten Mann ausposaunten, und ihn in eine solche Wolke von Weyhrauch verhüllten, daß es kein Wunder war, wenn er endlich Augen und Kopf durch den narkotischen Dampf verlor. In dieser Betäubung wurde ihm das Reich der Lateinischen Sprache zu enge, und er beschloß, seine Eroberungen auch über das Reich der Deutschen zu verbreiten. Die ersten Streifereyen dahin wagte er in ein Paar Werklein, die, höchst arm an Gedanken und Sachen, mit deutschen Worten, aber wahrlich nicht deutsch, geschrieben waren. Dennoch wurden auch diese bis in den Himmel erhoben; ihr Verfasser hieß in utroque Caesar; und der gute Mann vergaß es in vollem Ernste, daß alle diese Zujauchzungen nichts, als der verviel-

fältigte Widerhall seiner eigenen Bewunderung waren.

Auch das hätte mögen hingehen! Unverdiente Lobsprüche kann man jedem gönnen, und wer sich deren selbst ertheilet, ist damit bestraft genug, daß er sie schwerlich von andern erwarten dürfen. Nur wenn ein so precario, so dolose berühmt gewordener Mann, sich mit dem stillen Besitze seiner erschlichenen Ehre nicht begnügen will; wenn der Irrwisch, den man zum Meteor aufsteigen lassen, nunmehr auch lieber sengen und brennen möchte, wenigstens überall um sich eher giftige Dämpfe verbreitet: wer kann sich des Unwillens enthalten? und welcher Gelehrte, dessen Umstände es erlauben, ist nicht verbunden, seinen Unwillen öffentlich zu bezeigen?

Von einem Manne, der nur eben versucht hatte, über einen Kohl, den er zum sieben und siebzigstenmale aufwärmte, eine deutsche Brühe zu gießen, ward Herr Klotz urplötzlich zum allgemeinen Kunstrichter der schönen Wissenschaften — und der deutschen schönen Wissenschaf-

ten! Unter dem Vorwande, daß er und seine Freunde mit verschiedenen Urtheilen, die bisher von Werken des Genies gefällt worden, nicht zufrieden wären, langte er nicht bloß seine Läuterungen desfalls bey dem Publico ein, sondern errichtete selbst ein Tribunal; und welch ein Tribunal!

Er, das Haupt! Er, namentlich! und nicht ohne seinen bürgerlichen Titel! Wer ist der Hr. Klotz, der sich aufwirft, über einen Klopstock, und Moses, und Ramler, und Gerstenberg Gericht zu halten? — Es ist Herr Klotz, der Geheimerath. — Sehr wohl; damit muß sich die Schildwache in einer Preußischen Festung begnügen; aber auch der Leser? Wenn der Leser fragt: wer ist der Herr Klotz? so will er wissen, was dieser Herr Klotz geschrieben hat, und worauf sich sein Recht gründet, über solche Männer laut urtheilen zu dürfen. Nicht diese Männer nehmen ihn wegen dieses Rechtes in Anspruch: sondern das Publicum. Die Nachsicht, die das Publicum hierin gegen einen un-

genannten kritischen Schriftsteller hat, kann es gegen ihn nicht haben. Der ungenannte Kunstrichter will nichts als eine Stimme aus dem Publico seyn, und so lange er ungenannt bleibt, läßt ihn das Publicum dafür gelten. Aber der Kunstrichter, der sich nennt, will nicht eine Stimme des Publici seyn, sondern will das Publicum stimmen. Seine Urtheile sollen, nicht bloß durch sich, so viel Glück machen, als sie machen können: sie sollen es zugleich mit durch seinen Namen machen; denn wozu sonst dieser Name? Daher aber auch, von unserer Seite, das Verlangen, diesen Namen bewährt zu wissen! daher die Frage, ob es verdienter Name, ob es verdienter Name in diesem Bezirke ist! Jeder andere Name ist noch mehr Betrug, als Bestechung. Und wenn Herr Klotz Staatsminister wäre, und wenn er der größte lateinische Stylist, der erste Philolog von Europa wäre: was geht uns das hier an? Hier wollen wir seine Verdienste um die deutschen schönen Wissenschaften kennen: und welche sind die? Was hat unsere Sprache

von ihm erhalten, worauf sie gegen andere Sprachen stolz seyn könnte? stolz? was sie sich nur nicht schämen dürfte, aufzuweisen!

So steht es mit dem Haupte: wie mit den Gliedern? — Ich frage nicht, wer die Freunde des Herrn Klotz sind. Sie wollen unbekannt seyn; und ich denke, sie werden es bleiben. Weder ihren Namen, noch ihren Stand verlange ich zu wissen. Es mögen sich mehr Geheimeräthe unter ihnen finden, oder nicht; sie mögen Professores oder Studenten, Candidaten oder Pastores seyn; sie mögen auf dem Dorfe, oder in der Stadt wohnen; sie mögen von ihrer Schreiberey leben, oder nicht: alles das ist eins, wie das andere. Nicht aus dem, was sie sind, laßt uns beurtheilen, was sie schreiben; sondern aus dem, was sie schreiben, laßt uns urtheilen, was sie seyn sollten.

Wahrlich, keiner von ihnen sollte Professor seyn, wenigstens nicht Professor in den schönen Wissenschaften. Alle sollten sie noch Studen-

ten,

ten, und fleißige, bescheidene Studenten seyn. Denn welcher von ihnen verräth im geringsten mehr Kenntnisse, gründlichere Einsichten, als jeder angehende Student haben sollte? Was ist in ihrer ganzen Bibliothek, das nur ein Mann hätte schreiben können; nur ein Mann, der sich in seinem Fache fühlte? Welches ist die Gattung des Vortrags oder der Dichtung, sie sey so klein als sie wolle, worüber einer von diesen Großsprechern nur eine einzige neue und gute Anmerkung gemacht hätte? Schale, platte Wäscher sind sie alle; keiner hat auch nicht einmal seinen eigenen Ton; alle schreiben sie ein Deutsch, das nicht kraftloser, dissoluter seyn kann. Sie mögen sich zum Theil darauf verstehen, einer Uebersetzung aus alten Sprachen an den Puls zu fühlen, oder einer aus den neuern Sprachen das Wasser zu besehen: das müßte aber auch alles seyn, womit sie sich, zu ihrer Uebung, abgeben könnten. Nicht einmal über Schriftsteller von dem Maße ihrer eigenen Talente sollten sie urtheilen wollen: denn es ist ein ekler Anblick, wenn man eine Spinne

die andere fressen sieht, und meistens ergiebt es sich zu deutlich, daß sie das getadelte Werk, noch lange so gut nicht, selbst hervor gebracht haben würden. Aber wenn sie vollends an die wenigen Verfasser sich wagen, denen es Deutschland allein zu danken hat, daß seine Literatur gegen die Literatur anderer Völker in Anschlag kommt; so ist das eine Vermessenheit, von der ich nicht weiß, ob sie lächerlicher, oder ärgerlicher ist. Was sollen diese von ihnen lernen? Soll Klopstock von ihnen etwa lernen, in seine Elegieen mehr Fiction zu bringen? und Ramler, in seine Oden weniger? So hirnlos dergleichen Urtheile sind, so viel Schaden stiften sie gleichwohl in einem Publicum, das sich zum größten Theile noch erst bildet. Der schwächere Leser kann sich nicht erwehren, eine geringschätzige Idee mit dem Namen solcher Männer zu verbinden, denen solche Stümper solche Armseligkeiten unausgepfiffen vordociren dürfen.

Endlich, das stinkende Fett, womit diese Herren ihre kritischen Wassersuppen zurichten! Auf jedem von ihnen ruhet der Geist ihres ver-

schwärzenden Herausgebers siebenfältig; und wenn jemals die Unart elender Kunstrichter, zur Mißbilligung und Verspottung des Schriftstellers die Züge von dem Menschen, von dem Gliede der bürgerlichen Gesellschaft zu entlehnen, einen Namen haben soll, so muß sie Klozianismus heißen.

Sieben und funfzigster Brief.

Jeder Tadel, jeder Spott, den der Kunstrichter mit dem kritisirten Buche in der Hand gut machen kann, ist dem Kunstrichter erlaubt. Auch kann ihm niemand vorschreiben, wie sanft oder wie hart, wie lieblich oder wie bitter, er die Ausdrücke eines solchen Tadels oder Spottes wählen soll. Er muß wissen, welche Wirkung er damit hervor bringen will, und es ist nothwendig, daß er seine Worte nach dieser Wirkung abwäget.

Aber so bald der Kunstrichter verräth, daß er von seinem Autor mehr weiß, als ihm die Schriften desselben sagen können; so bald er sich aus dieser nähern Kenntniß des geringsten nachtheiligen Zuges wider ihn bedienet: sogleich wird sein Tadel persönliche Beleidigung. Er höret auf, Kunstrichter zu seyn, und wird — das verächtlichste, was ein vernünftiges Ge-

schöpf werden kann — Klätscher, Anschwärzer, Pasquillant.

Diese Bestimmung unerlaubter Persönlichkeiten, und eines erlaubten Tadels, ist unstreitig die wahre; und nach ihr verlange ich, auf das strengste gerichtet zu seyn!

Herr Klotz klagt mich an, meine antiquarischen Briefe mehr gegen Ihn, als gegen sein Buch gerichtet zu haben, welches, „aus den „persönlichen Beleidigungen, den Zudringlich„keiten, dem Styl, der oft mehr als bloß saty„risch sey, kurz aus dem Tone erhelle, welcher „uns, wider unsern Willen, an den Verfasser „des Vademecum für Herrn Lange zu den„ken zwinge *).“

Persönliche Beleidigungen! Herr Klotz klagt über persönliche Beleidigungen! Hr. Klotz! Quis tulerit Gracchos &c. Und doch, wo sind sie, die er von mir erhalten haben will? Er zeige mir eine, und ich will kommen, und sie

*) Deutsche Bibl. siebentes Stück. S. 465.

ihm fußfällig abbitten! Durch welches Wort habe ich mich merken lassen, daß ich ihn weiter als aus seinen Büchern kenne? Welcher Tadel, welcher Spott ist mir entfahren, der sich auf mehr gründet, als auf Beweise seiner Unwissenheit und Uebereilung, wie sie in seinen Schriften da liegen? Ich habe ihn ein oder zweymal Geheimerath genennt; und auch das würde ich nicht gethan haben, wenn er nicht selbst mit diesem Titel unter den Schriftstellern aufgetreten wäre. Was weiß ich sonst von seiner Person? Was verlange ich von ihr zu wissen?

Zudringlichkeiten! — Ich habe mir nur Eine vorzuwerfen; die im Laokoon. Das nicht uneingeschränkte Lob, welches ich Herrn Klotz da ertheilte, mußte mir ihn freylich auf den Hals ziehen. Aber nachher sind alle Zudringlichkeiten von seiner Seite. Was ich dagegen gethan, sind nichts als Abwehrungen; auf jetzt, und wo möglich, auf künftig.

Der Styl, der oft mehr, als bloß satyrisch ist! — Es thut mir leid, wenn mein Styl irgendwo bloß satyrisch ist. Meinem

Vorsatze nach, soll er allezeit mehr als satyrisch seyn. Und was soll er mehr seyn, als satyrisch? Treffend.

Der Ton, welcher an das Vademecum für Herrn Lange zu denken zwinget. — Nun denn? Aber zu wessen Beschämung wird diese erzwungene Erinnerung gereichen? Zu meiner? Was kann ich dafür, daß sein Buch eben so kindische Schnitzer hat, als der Langische Horaz?

Kurz, von allen diesen Vorwürfen bleibt nichts, als höchstens der Skrupel, ob es nicht besser gewesen wäre, etwas säuberlicher mit Herrn Klotz zu verfahren? Die Höflichkeit sey doch eine so artige Sache —

Gewiß! denn sie ist eine so kleine!

Aber so artig, wie man will: die Höflichkeit ist keine Pflicht; und nicht höflich seyn, ist noch lange nicht, grob seyn. Hingegen, zum Besten der Mehrern, freymüthig seyn, ist Pflicht; so gar es mit Gefahr seyn, darüber für ungesittet und bösartig gehalten zu werden, ist Pflicht.

Wenn ich Kunstrichter wäre, wenn ich mir getraute, das Kunstrichterschild aushängen zu können: so würde meine Tonleiter diese seyn. Gelinde und schmeichelnd gegen den Anfänger; mit Bewunderung zweifelnd, mit Zweifel bewundernd gegen den Meister; abschreckend und positiv gegen den Stümper; höhnisch gegen den Prahler; und so bitter als möglich, gegen den Cabalenmacher.

Der Kunstrichter, der gegen alle nur Einen Ton hat, hätte besser gar keinen. Und besonders der, der gegen alle nur höflich ist, ist im Grunde gegen die er höflich seyn könnte, grob.

Ueberhaupt verstehen sich auf das Raffinement der Höflichkeit die höflichsten Herren am wenigsten. Einer von ihnen sagte zu mir: „aber Herr Klotz ist doch immer so höflich ge„gen Sie gewesen. So gar seine Recension „der antiquarischen Briefe ist noch so höflich!"

Noch so höflich? Der Bauernstolz selbst hätte sie nicht gröber und plumper abfassen können.

Was will Herr Klotz, der mich sonst immer nur schlechtweg Lessing genannt hat, was will er damit, daß er mich in dieser Recension Magister Lessing nennet? Was sonst, als mir zu verstehen geben, welche Kluft die Rangordnung zwischen uns befestiget habe? Er Geheimerath, und ich nur Magister! — Was ist denn Bauernstolz, wenn das nicht Bauernstolz ist?

Und doch wird mir Herr Klotz erlauben, den Abstand, der sich zwischen einem Geheimenrathe, wie Er, und zwischen einem Magister befindet, für so unermeßlich eben nicht zu halten. Ich meine, er sey gerade nicht unermeßlicher als der Abstand von der Raupe zum Schmetterlinge, und es zieme den Schmetterling schlecht, eine Spanne über den Dornenstrauch erhaben, so verächtlich nach der demüthigen Raupe auf dem Blatte herab zu blicken. Ich wüßte auch nicht, daß sein König ihn aus einer andern Ursache zum Geheimenrathe ernannt habe, als weil er ihn für einen guten, brauchbaren Magister gehalten. Der König

hätte in ihm den Magister so geehrt, und er selbst wollte den Magister verachten?

Ja, der Magister gilt in dem Falle, in welchem wir uns mit einander befinden, so gar mehr, als der Geheimerath. Wenn der Hr. Geheimerath Klotz nicht auch Herr Magister Klotz wäre, oder zu seyn verdiente: so wüßte ich gar nicht, was ich mit dem Herrn Geheimerath zu schaffen haben könnte. Der Magister macht es, daß ich mich um den Geheimenrath bekümmere: und schlimm für den Geheimenrath, wenn ihn sein Magister im Stiche läßt!

Ende des zweyten Theils.

Entwürfe
zur
Fortsetzung der Briefe antiquarischen Inhalts.

Aus Lessing's Papieren.

LVIII.

Fürchten Sie nicht, noch mehrere Briefe im Tone der letztern zu erhalten. Gewisse Dinge verdienten freylich nie gesagt zu werden; und doch müssen sie wenigstens Einmal gesagt werden.

Die persönlichen Verhältnisse der Schriftsteller gegen einander interessiren nur kaum den kleinsten Theil des zeitverwandten Publici. Welcher wünscht, daß sein Buch auch bey den Nachkommen nicht ganz vergessen sey, — und welcher sollte es nicht wünschen? — muß über nichts streiten, was nur ihn selbst angeht.

Ob Lessing den berühmten Klotz beneidet hat, was die geheimen Ursachen gewesen, warum er wider ihn geschrieben, verlangt auch schon in zehn Jahren niemand mehr zu wissen. Dann fragt sich bloß: Was hat er gegen ihn geschrieben? Was hat sein Schreiben gegen ihn

genutzt? welche Vorurtheile hat er gegen ihn bestritten? welcher Wahrheiten hat er sich gegen ihn angenommen?

Folglich ist alles sehr unnützes Geschwätz in der Recension des Herrn Klotz *), bis auf das Wenige, was die unter uns streitige Sache selbst betrifft.

Er verspricht mir in einer besondern Schrift zu antworten. Die muß ich erwarten.

Vorläufig will er nur einige Punkte berühren, deren Untersuchung weder Nachschlagen noch Nachdenken erfodert. Es ist nicht die Frage, ob Tuscher für einen Steinschneider gehalten worden, sondern ob er es gewesen. Freilich ist er für einen gehalten worden, und hat gar für einen gehalten werden wollen; und dadurch wurden Gori und Mariette und Giulianelli hintergangen. Aber er ist keiner gewesen; welches Natter beweiset. Natter's

*) In seiner deutschen Bibliothek d. sch. W. St. VII. S. 465.

Zeugniß gilt hier allein, der mit ihm lange Zeit gelebt und gearbeitet hat.

Vettori war seinetwegen in dem nehmlichen Irrthume *). Aber auch das beweiset nichts. Sie wissen alle von ihm nur Ein Stück zu nennen: sein Portrait nehmlich; welcher Versuch aber, wie Natter sehr richtig sagt, noch lange zu keinem Steinschneider macht. Ja, diese Köpfe waren bloße Pasten, über ein Wachsmodell gegossen. Außerdem noch der einzige Kopf der Minerva; aber der war mit dem Messer geschnitten.

Diesen Künstler nannte Klotz gleichwohl einen fleißigen Künstler. Aber fleißig soll hier nicht die Vielheit der Arbeit anzeigen, sondern die Sorgfalt der Ausarbeitung! Woher kennt er die? möchte ich fragen. Hat er ein Stück von ihm gesehen? Ja, diese kann er gar nicht gehabt haben.

---

*) S. Kollektaneen I, S. 192.

(Auf einem einzelnen Octavblatte findet sich folgender, anders lautende, Anfang dieses acht und funfzigsten Briefes):

Scharfsinnige Leute wollen angemerkt haben, daß die letzten sieben meiner Briefe ihrem Titel nicht entsprechen; daß sie nicht antiquarischen Inhalts gewesen.

Nun, so waren sie wenigstens antiquarischen Tones! — Es hat mir Mühe gemacht, diesen Ton zu treffen. Geläufig wird er mir nie werden; und ich werde immer einen Herrn Klotz nöthig haben, der mir ihn angiebt.

Ich muß den Stich, den man mir zu versetzen denkt, nur selbst vertiefen. Er kann bey dem allen nicht tödtlich werden.

Aber auch um eine ernstliche Antwort wäre ich nicht verlegen. Es ist wahr, das Studium der Alterthümer selbst betreffen diese sieben Briefe nicht: aber sie betreffen doch Männer — Einen Mann wenigstens, der sich mit diesem Studium abgiebt.

LIX.

LIX.

Seine Verantwortung wegen der alten Künstler *). — Ich tadelte ihn nicht, daß er sie nicht alle angeführt, sondern daß er gar keine andern anführte, als die er bey Stosch gefunden hatte. Den Cronius hätte er nicht wegen der alten Paste anführen sollen, sondern weil ihn Plinius angab. S. in meinen Kollektaneen, was sonst von dieser Materie anzumerken wäre. Zugleich von meinen beyden noch nicht bekannten Steinen mit ΕΡ. und ΑΝΤΗΡΟΣ **).

LX.

Daß ich ihm Druckfehler Schuld gegeben habe. — Aber er führt weislich nur Berill an, und sagt nichts von Agat und Amethist; des Moco nicht zu gedenken. — Bey Gelegenheit hier von des Baccius Ableitung des Worts

*) S. deutsche Bibliothek, S. 474.

**) Leß. Koll. S. 74. 278.

Achates, wovon er glaubte, daß damit auf den Gefährten des Aeneas angespielt sey.

Und habe ich ihm nur Schuld gegeben, daß er die Namen der Steine nicht zu schreiben weiß? Habe ich ihm denn nicht bewiesen, daß ihm von ihrer Kunst überhaupt nichts beywohnt?

Dieser Unwissenheit ist er noch auf eine andere Weise zu überführen. Er kennt auch nicht die allerbekanntesten Scribenten in dieser Materie. Beweis aus dem, was er vom Petrus de Scudalupis und vom Camillo Leonardo sagt *).

LXI.

Auch den Marbodus muß er wenig oder gar nicht kennen. „Er ist in der Ausgabe des „Gorläus befindlich", sagt er. Sonst nirgends? — Hierbey Nachricht von den verschie-

*) S. Lessings Kollektaneen, Th. I, S. 86. — Vergl. mit Klotz, von geschnittenen Steinen, S. 25.

denen Ausgaben *). — Und was für Aberglaube steht denn in dem Gedichte des Marbodus, der sich nicht auch im Plinius fände?

LXII.

Darum, daß Marbodus den Evax als Quelle nennt, braucht er nicht ganz den Betrug geschmiedet zu haben. Es können Schriften eines Evax vorhanden gewesen seyn, und sind es vielleicht noch **).

*) S. Kollektaneen II, S. 137. — Ich setze hier nur noch hinzu, daß die erste, fast überall verkannte, Ausgabe von des Marbodus Gedicht über die Edelsteine schon im Jahr 1511 zu Wien in 4. erschienen ist. Ihre Beschreibung s. in Wiens Buchdruckergeschichte von Denis, S. 55. wo auch S. 312. eine andere, gleichfalls zu Wien gedruckte Ausgabe, ohne Druckjahr, nachgewiesen wird. E.

**) Koll. I, S. 226.

LXIII.

Unter den Gedichten des Marbodus finden sich einige, die ihm gar nicht gehören, und die sein Herausgeber ihrem rechten Urheber wohl hätte wieder zustellen können *).

Eben das ist von den Gedichten des Hildebertus zu sagen **). Von den Gedichten beyder ließe sich zur Berichtigung der klassischen Dichter, woraus jene Stellen genommen sind, vielleicht noch einiger Gebrauch machen.

LXIV.

Gebrauch, den der jüngere Burmann davon zu seiner Anthologie hätte machen können ***).

LXV.

Wenn Klotz Burmannen solche Nachweisungen hätte geben können, so würde es ihm dieser

*) Ebend. Art. Marbodus.

**) Ebend. Art. Hildebertus.

***) S. Kollekt. ebend.

ohne Zweifel Dank gewußt haben. Und so wären wir wieder bey Klotz, dessen besondere Widerlegung ich ruhig erwarte.

Aber nein; er hat sich anders besonnen. Er hat meine Briefe kaum zur Hälfte gelesen, und will sie gar nicht ganz lesen; geschweige, daß er sie zu widerlegen sich die Mühe nehmen sollte. Er ist zu groß, sich mit mir einzulassen; und er läßt seine Kreaturen gegen mich los. Er ist wie der Alte auf dem Berge, der thut, als ob er kein Wasser betrübe, und seine Banditen in der Welt herumschickt.

Von dem elenden Stolze, seinen Gegner nicht lesen zu wollen.

LXVI.

Eine von seinen ersten Kreaturen ist Riedel. Ueber dessen Recension der antiquarischen Briefe in der Erfurter Zeitung *).

*) Der Anfang von Lessings Antwort auf diese Recension fand sich diesem Entwurfe beygelegt, und wird daher hier sogleich mit eingerückt.

„Noch, fängt er an, haben wir die antiquarischen Briefe des Herrn Lessings (erster Theil bey Friedrich Nicolai) nicht ausführlich angezeigt.“

Nein; aber gewandsweise ihnen schon mehr als Einen Hieb zu versetzen gesucht! — Das ist gar recht! So wird der Leser allmählich vorbereitet, und der Verfasser fürs erste bey kleinem Feuer gebraten, bis man ihn ganz in die Flamme wirft. Das geht nun los. Der Himmel stehe mir bey!

„Einige Anmerkungen des Herrn Klotz wi„der Herrn Lessing, und eine Recension im „Reichspostreuter haben dem Herrn Verfas„ser die Gelegenheiten zu diesem Buche von 256 „Seiten in kl. 8. gegeben.,“

Gar recht! In seinem Buche wollte mich Herr Klotz fein höflich eines Bessern belehren; und in dem Reichspostreuter ließ er ausposaunen, daß er mich eines unverzeihlichen Fehlers überwiesen habe. Eine Belehrung, dachte

ich, ist der andern werth; und ich würde Hrn. Klotz gewiß auch recht höflich belehrt haben, wenn ich mich nur auch auf einen hübsch abgerichteten Freund hätte verlassen können, der meine schlaue süße Höflichkeit in gute derbe Wahrheit übersetzte. Aber leider! habe ich keinen solchen Freund. Ich mußte also nur gleich so schreiben, wie ich verstanden zu seyn wünschte. Das ist, nicht höflich, aber wahr!

„In der Vorrede erklärt er sich über den „Ton, den er in diesen Briefen genommen, „und bekennt sich für einen Nachahmer der Al„ten, die das Ding, was wir Höflichkeit nen„nen, nicht gekannt hätten."

Die Bescheidenheit nicht zu vergessen, welche den Alten anstatt der Höflichkeit eigen war! Ich bekenne mich für ihren Nachahmer in Beydem; in dem sowohl, was sie nicht hatten, als in dem, was sie hatten. Die Klotze mögen immer über meine Unhöflichkeit schreyen; genug, daß der wahre Gelehrte nie meine Bescheidenheit vermissen soll!

„Herr Lessing wird sich auf gewisse Punk„te besinnen, in welchen man den Alten kei„nesweges nachahmen soll, in welchen man „vielmehr sich nach unsern Sitten, nach unserer „Denkart und unserer Sprache zu richten hat.“

Herr Riedel traut mir zu viel zu. Wahrlich, ich besinne mich auf keine solche Punkte. Was bey den Alten recht und gut war, ist noch recht und gut. Doch, ich sehe, er kommt selbst mit einem Exempel meinem Gedächtnisse zu Hülfe.

„Die Alten nannten auch gewisse Glieder „und gewisse Handlungen mit ihren eigenen „Namen gerade heraus; uns andern mißfällt „es schon, wenn dergleichen Sachen auch nur „von fern her angedeutet werden.“

Diese Glieder und Handlungen bloß des Titels wegen mit ihren eigenen Namen zu nennen, mißfiel auch den Alten. Es waren nur ihre Pirons, die sich das erlaubten: und auch wir haben ja unsere Katulle. Aber freilich, wenn der Naturlehrer, wenn der Arzt, wenn der kühne Satiriker diese Glieder und diese

Handlungen, der Kürze, des Nachdrucks, des Unterrichts wegen, bey ihren eigenen Namen nannten: so hatten die Alten kein Arges dabey; und wir Neueren sollten lieber auch keins dabey haben. — Dieses nun angewandt auf die Höflichkeit! Aus bloßem Kitzel werde ich zuverlässig nie unhöflich gegen Herrn Klotz seyn. Sollte ich ihm auf der Straße begegnen, so werde ich ganz gewiß meinen Hut zuerst gegen ihn abziehen. Sollte ich wieder an ihn schreiben, so werde ich ganz gewiß: Wohlgeborner Herr, insonders Hochzuehrender Herr Geheimerrath, an ihn schreiben, und mich seinen gehorsamen Diener nennen. Sollte ich an Einem Tische mit ihm speisen, so werde ich ganz gewiß seine Gesundheit mit einer tiefen Verbeugung, und genau in der Reihe trinken, die sein Rang erfoderte. Sollte ich gar mit ihm zu spielen das Vergnügen haben, so werde ich ganz gewiß mit eben der Höflichkeit sagen: „der Herr Geheimerath haben gewonnen," als: „der Herr Geheimerath sind basta!" — —

LXVII.

Von Riedel's Anmerkungen über den Laokoon. Einige Beweise seiner Unwissenheit. Von der Caricatur. Die Stelle aus dem Cicero *). — Vermuthung, woher die Caricaturgesichter ihren Ursprung haben: aus den komischen Masken der Alten.

LXVIII.

Von dem Gesetze der Hellenodiken. — Die ikonische Statue sollte freylich die größere Ehre seyn. Aber was bewog sie, dieses zur größern, und nicht zur kleinern Ehre zu machen? Warum machten sie die Gefahr, in dem Bilde eines minder schönen Körpers auf die Nachwelt zu kommen, zur größern Ehre? Warum machten sie den Vortheil, sich in einem schönen, aber fremden, Ideal aufgestellt zu sehen, zur kleinern?

*) S. Kollekt. B. II, S. 126.

LXIX.

Von dem Gemälde des Timanthes, und der Verbesserung der Stelle des Plinius, die ich aus dem Gronov wohl soll geborgt haben. Ich kenne Gronov's Noten über den Statius nicht.

LXX.

Von der Vesta, und dem Vorgeben, daß es eine ältere und eine jüngere gegeben habe. Ovid wenigstens hat diesen Unterschied gewiß nicht angenommen.

LXXI.

Von dem Geschrey des Philoktetes. Er erdrückt es, aus Furcht, daß sie ihn sonst nicht mitnehmen würden. Geschrey des Hippolytus.

LXXII.

Das wären einige Proben gewesen, wie gelehrt Herr Riedel ist, mit welchem Scharf-

sinne er die Alten zu lesen pflegt. Nun sollte ich auch von seiner Philosophie reden. Aber davon verstehe ich nichts: und von dieser Seite sind er und Herr Prof. Huth meine Meister. Ich bekenne, daß ich sie nicht verstehe. Vielleicht geht es ihnen auch mit mir so. Wenn es nur nicht oft schiene, als wäre es Herrn Riedels Vorsatz, mich nicht zu verstehen. Beweise, wie sehr er den Geist meines Werkes verfehlt hat.

LXXIII.

Ueber Riedel's Lessingische Briefe. Vertheidigung meiner Ableitung des Wortes Cameo.

LXXIV.

Ein zweyter Verfechter des Herrn Klotz: der Verfasser der literarischen Briefe. Urtheil von ihm; und Beleuchtung einiger von seinen Rechtfertigungen seines Gönners. Lächerlichkeit dieses Mannes, meine Streitigkeit mit Klotz auf drey Punkte zu bringen. Von den

Daktyliotheken der Alten. Bestimmung des Wortes *gemma* aus einer Stelle des Cicero in den Reden wider den Verres, und einer Stelle Tibull's, woraus erhellt, daß *gemma* eigentlich ein ungeschnittener Edelstein heißt.

LXXV.

Von der Perspektiv der Alten, wider diesen literarischen Briefsteller. Besonders eine Prüfung der Abhandlung des Caylus.

LXXVI.

Ueber einige kleinere Punkte gegen ihn; und Abschied von ihm auf immer.

LXXVII.

Nun wieder zu Herrn Klotz, mit dem wir auf der 15ten Seite seiner Schrift stehen geblieben.

Von der großen Anzahl geschnittener Steine, die auf uns gekommen sind. Der wahren alten sind vielleicht weniger, als wir glauben. Sehr gegründeter Verdacht gegen die Daktylio-

theken des Gorläus, der heiligen Genovefa, des Mariette, u. a. m. — Maffei Benennung dieses Studiums *).

LXXVIII.

Wie die ächten alten Steine von den neuen zu unterscheiden sind. Hiervon sagt Klotz gar nichts. Die Stelle beym Lippert, die er hätte commentiren sollen. Lippert, so viel ich mich erinnere, giebt drey Kennzeichen an: den Stein; die Vorstellung; die Arbeit.

LXXIX.

Ich habe erwiesen, daß die Alten in ganz kostbare Edelsteine nicht geschnitten haben. Und auch von den geringern Arten giebt es verschiedene, von welchen Plinius ausdrücklich sagt, daß sie nicht geschnitten worden. — Von der Besonderheit, woran alte Steine zu erkennen sind: nehmlich an der ungleichen hintern Seite; wie Vettori anmerkt **). Die Ursache,

*) S. Kollekt. I, S. 263.

**) S. Kollekt. S. 432.

welche V. davon angiebt, das Gleichförmige der Durchsichtigkeit, ist richtig; nur ist auch das zu merken, daß die Alten ihren Edelsteinen überhaupt die Ungleichheit ließen, um ihnen von ihrer Masse so wenig zu nehmen, als möglich. Und nur daher ist eine Stelle beym Plinius zu erklären *).

LXXX.

Von der Abhandlung des Dingley, die dahin einschlägt; und zwar erstlich, von dieser Abhandlung selbst **).

Das zweyte Kennzeichen, an welchem alte geschnittene Steine von neuern zu unterschei-

*) S. Kollekt. S. 267.

**) Hierher gehört vermuthlich der nunmehr im Text folgende, völlig ausgeführte Brief, der sich unter des seligen Lessing's Papieren sowohl im Brouillon, als in einer reinern Abschrift von seiner eigenen Hand, gefunden hat, ob er gleich funfzigster Brief überschrieben war. E.

den, sagt Maffei, sey die Farbe und die Beschaffenheit des Steines selbst.

Wenigstens kann diese oft zu einem Verdachte Anlaß geben. Allzu kostbare, in Ansehung ihres Feuers oder ihrer Farben allzu schöne Steine, habe ich gezeigt, ließen die Alten nicht gern von der Kunst verletzen. Von einigen sagen sie uns ausdrücklich, daß sie nie geschnitten werden, oder daß sie nicht geschnitten werden können. Die sie am häufigsten schnitten, waren von den geringern Gattungen, welche die doppelte Eigenschaft haben, daß sie sich weder der Sculptur zu sehr weigern, noch das Wachs zu fest halten. Von diesen Gattungen aber nahmen sie die reinsten und besten, die sie finden konnten.

Ich hoffte hiervon viel Merkwürdiges zu lesen, in den Anmerkungen, welche Robert Dingley über die Edelsteine, besonders solche, auf welche die Alten zu graben pflegten, der Englischen Societät mitgetheilt hat. Aber ich betrog mich. Der Gelehrte, der sie übersetzte

und

und dem Hamburgischen Magazin *) einverleibte, hat sie mit verschiedenen Noten begleitet, die von seiner Kenntniß auch in diesem Theile der Naturgeschichte und von seinem Scharfsinne überhaupt zeigen. Allein er hätte deren ungleich mehrere machen müssen, wenn er alle Unrichtigkeiten seines Originals hätte anzeigen und verbessern wollen. Ich will einige Beweise davon geben.

„Der Stein, sagt Dingley, den man am „meisten gegraben findet, ist der Beryll, nach „diesem folget der Plasm oder schönste Smaragd, alsdann der Hyacinth; den Chrysolith „findet man bisweilen, aber sehr selten gegraben, wie auch, aber sehr selten, den Krystall „oder orientalischen Kiesel, den Granat und „den Amethyst.“

Am meisten den Beryll! Ganz unerhört. Der Beryll ist ein durchsichtiger meergrüner Stein, der in seinen Unterarten mehr oder weniger in das Gelbliche spielt. So beschreibt

*) Band III, S. 640.

ihn Plinius; so haben ihn die Neuern angenommen. Doch so einen Stein meynt Dingley nicht; sein Beryll ist entweder roth, oder gelb, oder weiß. Jenes, sagt er, war der Beryll der Alten. Und wer sind denn die, welche diesen Namen einem ganz andern Steine beylegen dürfen? Leonardus, Stella, Agricola, Cäsalpinus, Gesner, Boot, Laet, Nicol, und wie sie alle heißen, sind es nicht. Auch die noch neueren Naturalisten finde ich mit jenen übereinstimmig, und alle verstehen unter Beryll wo nicht eben denselben Stein, den die Alten darunter verstanden, doch einen ihm sehr ähnlichen, den sonst so genannten Aquamarin. Folglich habe ich lange nicht gewußt, was Dingley hiermit will, bis ich endlich finde *), daß die Englischen Juwelierer einen ganz andern Begriff

*) Woodward beym Johnson: The Beryll of our Lapidaries is only a fine sort of Carnelion, of a more deep bright red, sometimes with a cast of yellow and more transparent than the common Carnelion.

mit dem Namen Beryll verbinden, und ihn einer Art von Carneol beylegen, der dunkelrother und durchsichtiger als der gemeine Carneol sey, und mehrmal in das Gelbe spiele. Daß wirklich Dingley diese Art von Carneol unter seinem Beryll verstanden habe, zeigt selbst die Eintheilung, die er von ihm macht. „Vom Beryll," sagt er, „giebt es drey Arten; der rothe fällt „in die Orangefarbe, ist durchsichtig und leb„haft; der gelbe ist ockerfarben, und der weiße, „den man Calcedon nennt, ist milchfarben; „diese beyden letzten sind nicht so lebhaft wie die „erstern." Niemand, so viel ich weiß, hat den Calcedon zu einer Art des Berylls gemacht; wohl aber zu einer Art des Carneols, oder auch den Carneol zu einer Art des Calcedon. Auch die übrigen zwey Arten passen wohl auf verschiedene Abänderungen des Carneols, aber keinesweges des Berylls. Kurz, man muß beym Dingley Carneol für Beryll lesen, und muß sich erinnern, daß der Carneol der Alten ihr Sarder ist, wenn es wahr seyn soll, was er von ihm vorgiebt. Den Sarder findet man in

allen Daktyliotheken am häufigsten, und Plinius sagt es ausdrücklich, daß man ihn zum Graben und Siegeln am geschicktesten gefunden habe *). Dingley aber ist um so weniger zu entschuldigen, daß er uns diese Verirrung verursacht, da Hill in seinen Anmerkungen über den Theophrast **) kurz vorher davor gewarnt, und

*) Libr .XXXVII. Sect. 31. ed. Hard.

**) Dingley's Anmerkungen sind von 1747, und Hills Theophrast von dem Jahre vorher, wo es Seite 57. heißt: The Jewellers of our time reckon four species of this stone; the common or the red, the white or the yellow, and the Beryll Carnelion. — The last, or the Beryll Carnelion, is properly the male oriental Kind; it is of a deeper colour than any of the others, as also much harder, and more transparent: some of our Jewellers, knowing of no other Beryll but this, name it simply the Beryll: but it ought never to be so called but with the addition of its own proper name Carnelion; the Beryll of the Antients being a stone of quite another Kind, trans-

es den unwissenden Juwelieren verwiesen hatte, welche ihren Beryllcarneol schlechtweg Beryll nennen, als ob sie von dem eigentlichen Beryll gar nichts wüßten. — Das Werk des Cardinals de Cusa, dessen in der Note gedacht wird, mag wohl nicht von dem Steine Beryll handeln, sondern von der Brille, dem Augenglase, auf das geschärfte Gesicht in geistlichen Dingen angewendet. Denn es ist bekannt, daß dieses im barbarischen Latein Beryllus hieß, und ohne Zweifel unser deutsches Brille davon herkömmt. Nicht zwar, als ob die ersten Brillen aus eigentlichen Beryllen wären gemacht worden, sondern weil man vielleicht zu den ersten Brillen ein grünliches Glas brauchte, welches dem Beryll daher ähnlich sah; oder weil überhaupt die Italiäner, wie Boot sagt *), alle Krystalle

parent and of bluish green, and evidently the very Gemm which we now call the *aqua marina.*

*) Libr. II. cap. 20. De Laet will davon zwar nichts wissen; (Lib. I. cap. 10.) aber selbst

qui multiplici angulorum reflexu aliquos colores in se habere videntur, Beryllе nannten, wovon der Name endlich bis auf das gemeine Glas erstreckt worden. Vielleicht auch, daß der medicinische Gebrauch des pulverisirten Berylls gegen mancherley Beschädigungen der Augen, von dem man in den mittlern Zeiten Aufhebens machte *), zur Uebertragung dieses Namens auf die Brillen etwas beygetragen.

Aber weiter: nach den Beryllen, sagt Dingley, folgt der Plasm, oder schönste Smaragd. Was man unter Plasma verstehen müsse, habe ich schon gezeigt **). Es ist der

diese Benennung der Augengläser von Beryll scheinet ein Beweis für den Voot zu seyn.

*) Psellus de Lapidum Virtutibus p. 12. Edit. Bernard. Βηρυλλος — ἐτος ὁ λιθος ἐντασεις ἰαται, και σπασμες, και ὀφθαλμῶν ὀδυνας, και ἰκτερον; intentiones curat, convulsiones, oculorum dolores, auriginem.

**) S. den 25sten Brief.

Prasius der Alten, und demnach so wenig der schönste Smaragd, daß vielmehr gerade nur eine von den geringsten Arten der durchsichtigen grünen Steine so genannt ward, und eigentlich noch jetzt so genannt werden sollte. Wenn Dingley bloß gesagt hätte, daß, nach dem Carneol, es die grünen und grünlichen Steine wären, welche man am häufigsten von den Alten geschnitten finde: so wäre es eher recht gewesen. Denn wirklich findet man deren sehr viele, welche von den Antiquaren bald Plasma, bald Prasma, bald Pras, bald Beryll, bald grüner Jaspis, bald Chrysolith, bald Heliotrop, bald Smaragdit und bald Smaragd genannt werden: aber, wie schon erinnert, einen jeden dieser Namen eher verdienen, als den Namen Smaragd. Sonderbar ist es, daß sie bey den undurchsichtiger, dunkler und schmutziger grünen Steinen sich nicht des Malachites oder Molochites erinnert haben, welche Gemme von dem Plinius doch ausdrücklich reddendis laudata signis *) genennt wird.

*) l. c. Sect. 36.

Die dritte Stelle giebt Dingley dem Hyacinth. Und was nennt er einen Hyacinth? Einen dunkel braunrothen Stein, feurig und durchsichtig. Es ist wahr, das ist der Hyacinth der Alten; aber warum spricht Dingley hier so streng mit den Alten, da er in seinen übrigen Beschreibungen sich so weit von ihnen entfernt? Die neuern Steinkenner verstehen unter Hyacinth einen gelben, honigfarbigen oder citronfarbigen Stein, deren einige nur in das Röthliche spielen *). Sein Hyacinth dürfte schwerlich von dem Amethyste und unserm Granate zu unterscheiden seyn; und ich weiß nicht, mit welcher Zuverlässigkeit man sonach sagen könnte, daß die Alten den Amethyst und Granat sehr selten, den Hyacinth hingegen weit häufiger geschnitten hätten.

*) De Laet. lib. I. c. 6. Recentiorum Hyacinthi sunt flavo colore, interdum simplici, eoque aut saturo aut diluto, vel cum rubedine quidam mixto intensius vel remissius.

Der Uebersetzer hat das englische *Garnet* beybehalten, weil er wegen des vollkommen gleichgeltenden deutschen Namens ungewiß war. Aber er hätte sich kein Bedenken machen dürfen, Granat dafür zu brauchen; es ist durchaus das nehmliche, und einige Engländer schreiben bloß Garnet, weil sie bey einigen ältern italiänischen Schriftstellern Garnato anstatt Granato fanden, welches fast auf die Vermuthung bringen sollte, daß diese Benennung nicht von den Körnern der so genannten Frucht hergenommen, sondern die Verstümmelung von Garamanticus sey. Wenigstens stimmt die Beschreibung, die uns die Alten von dem Carbunculo garamantico geben, mit dem Granat gänzlich überein.

Was Dingley endlich von dem Krystalle sagt, ist nur von dem ganz weißen und dessen Gebrauche zu Siegelsteinen zu verstehen. Da er in weit größern Stücken gefunden wird, als andere Edelsteine, so brauchte man ihn auch zu größern Dingen, zu welchen er häufig geschnitten ward. Aber wie viel gefärbte Krystalle

mögen in den Daktyliotheken für die ächten Edelsteine gelten, deren Farbe ihnen die Kunst zu ertheilen wußte!

Unter den übrigen Anmerkungen sind nicht weniger, eben so unzuverlässige. — Er spricht von einem Vermillionstein, Vermillon - stone; und man sollte glauben, was das für ein besonderer Stein sey. Gleichwohl ist es weiter nichts, als ein Beyname, den die Juwelierer derjenigen schönen Art von Granaten geben, deren Farbe sich dem Zinnober nähert *). — Der Onyx und Sardonyx sind ganz falsch angegeben; und von dem wer weiß wo aufgelesenen Achatonyx macht er eine Beschreibung, aus der ich jedem Trotz biete, klug zu werden.

Doch ich will mich bey solchen Kleinigkeiten nicht aufhalten. Nur eins muß ich noch mitnehmen. Dingley sagt: „die Alten gruben auf „ihre meisten Steine, den Onyx und Sardo„nyx ausgenommen, so wie sie gefunden wur„den, weil ihre natürliche Politur alles, was

*) De Laet. lib. I. cap. 3.

„durch die Kunst an ihnen kann verrichtet wer„den, übertrifft." Aber man hüte sich, ihm das zu glauben. Entweder die Edelsteine werden als Kiesel gefunden, und diese haben eine rauhe Schale, die ihnen abgeschliffen werden muß, um den durchsichtigern farbigen Kern zum Vorscheine zu bringen; oder sie brechen als Drusen in fremden Steinarten, und diese haben zwar eine natürliche Politur, aber selten oder nie die reguläre Fläche, welche in dem Abdrucke eine egale Area geben könnte.

LXXXI.

Zweytens, von Hill's Kritik über diese Abhandlung.

LXXXII.

Drittens von Kästner's Uebersetzung, und der beygefügten Note.

LXXXIII.

In wie fern von der auf dem Steine befindlichen Vorstellung auf das Alterthum desselben zuverlässig zu schließen sey.

LXXXIV.

Von der Arbeit, der Zeichnung, der Ordonanz, und besonders der Politur *).

LXXXV.

Ueber die Geringschätzung der geschnittenen Steine in den mittlern Zeiten.

Wie viele waren denn ihrer damals schon wieder aufgegraben, nachdem sie durch das Christenthum fast ganz außer Gebrauch gekommen waren? Ihre Deutung auf biblische Personen und Geschichte war vielmehr ein frommer Betrug, um sie zum Schmucke heiliger Gefäße anwenden zu dürfen. Woher will Klotz wenigstens beweisen, daß es Unwissenheit gewesen sey?

Klotzens Beweis aus dem Jupiter Serapis, S. 57. Wie seltsam er schließt, daß ihre Geringschätzung zu ihrer Aufbewahrung habe beytragen können **).

*) S. Kollekt. I, S. 293.

**) Ebend. S. 265.

LXXXVI.

Ob damals kaum der Glanz der Edelsteine die Augen auf eine angenehme Art gerührt habe? S. 55.

Gleichwohl sind aus diesen Zeiten so viele Schriftsteller von Edelsteinen; wovon aber freilich, wie wir am Leonardi und Skudalupis gesehen, Klotz wenige oder gar keine kennen mag.

Anmerkungen über das Register derselben beym Leonardi *).

LXXXVII.

Insbesondere über den Physiologus, der in dem Verzeichnisse des Leonardi vorkommt. Von diesem weiß ich nichts; aber wohl von zwey andern Büchern dieses Namens. Beyderseitige Unwissenheit des Beaugendre und Freytag's **).

*) S. Kollekt. I, S. 204.

**) Ebend. S. 208.

LXXXVIII.

Register der Steinschneider im Leonardi, nebst einigen Anmerkungen darüber.

LXXXIX.

Von der künstlichen Vervielfältigung der geschnittenen Steine. Klotzens Schnitzer mit dem vitro obsidiano, S. 58. Gori macht indeß diesen Fehler auch *). Von den nachgemachten Edelsteinen, den Pasten und Abdrücken in Schwefel und anderer Materie **).

XC.

Von den Gadarern; S. 61 ***).

XCI.

Was er von den Kupfern der geschnittenen Steine sagt, wird als bekannt und gemein vor-

*) S. Kollekt. II, S. 205. 459.

**) Ebend. I, S. 213.

***) Ebend. I, S. 258.

bey gegangen. Die wenigsten Urtheile sind fein; und was fein ist, ist falsch. Z. E. S. 70. daß man in der Ausgabe des Maffei von den Gemmen des Agostini die Hand des Gallestruzzi vermisse. Und doch sind es die nehmlichen Platten; ein Beweis, daß er diese Ausgabe gar nicht kennt.

XCII.

Ich komme auf seine Betrachtung der Steine von Seiten der Kunst, S. 73 — 101. Und hier, glaube ich, geht eigentlich das Buch an. Alles Bisherige sind vorausgeschickte Anmerkungen. In diesen Betrachtungen ist er nichts, als Winkelmanns Ausschreiber, bis auf die bloßen Verzierungen des Styls.

Hier sind einige Proben von dieser Ausschreiberey:

Klotz sagt S. 13: „Die Quelle des guten „Geschmacks ist nun geöffnet. Weise ist der, „welcher aus ihr schöpft, und, wie Dichter aus „dem kastalischen Brunnen, sich aus derselben „begeistert.“

Und Winkelmann, von der Nachahmung der griechischen Werke in der Kunst, S. 2: „Die reinsten Quellen der Kunst sind geöffnet. „Glücklich ist, wer sie findet und schmeckt!"

Winkelmann von den mit königlichen Kosten zu Dresden aufgehäuften Schätzen der Kunst und des Alterthums; und Klotz von einer Sammlung Abdrücke geschnittener Steine.

Klotz, S. 30: „Es ist ein sehr unüberleg„ter Ausspruch eines französischen Skribenten, „dessen Buch nicht hätte zur Schande der Deut„schen übersetzt werden sollen." Nehmlich Juvenel de Carlencas.

Und Winkelmann, in den Erinnerungen über die Betrachtung der Werke der Kunst, in der Bibliothek der schönen Wissenschaften, B. V, S. 12: „Auch der Porphyr kann eben so „gut bearbeitet werden, wie vor Alters, wel„ches unwissende Skribenten läugnen, und zu„letzt Carlencas in einem Buche, dessen Ue„bersetzung den Deutschen keine Ehre macht."

Aber

Aber Winkelmann dachte überhaupt von den Franzosen ein wenig anders, als Herr Klotz. Er sagt in der Nachricht vom Stoschischen Museum, in der Bibliothek der schönen Wissenschaften, B. V, S. 26: „Ich kenne aber die Begriffe der Franzosen von der „Schönheit des Alterthums. Unter uns gesagt, ich fürchte mich, unsern Landsleuten etwas zum Nachtheil dieser Nation zu sagen. „Ihre Wuth in Uebersetzung französischer Bücher, die voll von tausend Vergehungen, wie „des Barre deutsche Geschichte sind, machen „mir diese Besorgniß."

Klotz sagt, S. 62: „In den Werken der „Alten liegt der Verstand tief."

Und Winkelmann in den angeführten Erinnerungen, S. 4: „Daher liegt der Verstand „der Alten tief in ihren Werken."

Klotz, S. 73: „Wer den Homer nur in „der Uebersetzung gelesen hat, der kennt seine „majestätische Einfalt gewiß nicht. Eben so „mangelhafte Begriffe von der alten Kunst „wird derjenige haben, der bloß aus Kupfersti- „chen von ihr urtheilt."

Winkelmann, von der Fähigkeit der Em- „pfindung des Schönen in der Kunst, S. 17: „Dieser Privatunterricht aus Kupfern und Ab- „drücken bleibt unterdessen wie die Feldmesserey „auf dem Papier gezeichnet. Die Kopie im „Kleinen ist nur der Schatten, nicht die Wahr- „heit; und es ist vom Homer auf dessen beste „Uebersetzung kein größerer Unterschied, als „von der Alten und des Raphaels Werken auf „deren Abbildungen."

Klotz redet S. 159. von Werken, die einen allzu scharfen, eckigen Umriß haben, und deren Meister lieber ihre anatomische Kenntniß zei- gen, als sanft und gefällig seyn wollen; und setzt hinzu: „Wem die Werke gefallen, die diese

„sparsame Weisheit bezeichnet, der giebt einen „eben so ungezweifelten Beweis von seinem ver„derbten Geschmacke, als der, welcher die na„türliche und sanfte Schreibart des Xenophon „dem spielenden Witze der Sophisten nach„setzt.“ — Diese sparsame Weisheit! Was heißt das? Er braucht den Winkelmannischen Ausdruck, und giebt ihm gerade die umgekehrte Bedeutung.

Winkelmann sagt nehmlich, von der Nachahmung griechischer Werke, S. 12: „Eben so „unterscheiden sich die neuern Werke von den „griechischen durch eine Menge kleiner Ein„drücke, und durch gar zu viele und gar zu sinn„lich gemachte Grübchen, welche, wo sie sich in „den Werken der Alten befinden, mit einer „sparsamen Weisheit, nach dem Maaße dersel„ben in der vollkommenern und völligern Na„tur unter den Griechen, sanft angedeutet, und „öfters nur durch ein gelehrtes Gefühl bemerkt „werden.“

Klotz, S. 174: „Die Ausleger sagen, nach „ihrer Gewohnheit, entweder Dinge, welche „uns noch ungewisser machen; oder sie sagen „nichts von denselben. Eine Sache, die sie „mit den Brunnen gemein haben, die oft über„fließen, und dann Mangel an Wasser leiden, „wenn wir es am nöthigsten brauchen.“

Und Winkelmann in der Vorrede zur Geschichte der Kunst, S. XXI: „Ueberhaupt sind „die mehresten Skribenten in diesen Sachen „wie die Flüsse, welche aufschwellen, wenn „man ihr Wasser nicht nöthig hat, und trocken „bleiben, wenn es an Wasser fehlt.“

XCIII.

Nachtheil der geschnittenen Steine für das Kunstauge, oder das Auge eines jeden andern, der sich darnach bilden will. Die Schönheit läßt sich in so kleinen Figuren bey weitem nicht so deutlich empfinden, daß sie auf die Ausführung im Großen einigen Einfluß haben könnte.

XCIV.

So sehr er Winkelmann ausschreibt, so untersteht er sich gleichwohl ihn zu meistern, wegen seines Satzes, daß die alten Denkmähler aus den mythologischen Zeiten vornehmlich zu erklären seyen. Vertheidigung dieses Satzes.

XCV.

Klotzens lächerliche Nachahmung des Winkelmannischen Enthusiasmus. Von diesem überhaupt. Wie anstößig die Nachahmung bey der Venus Kallipygia sey. Christ's Geringschätzung bey dieser und andern Gelegenheiten. Dessen Vertheidigung.

XCVI.

Christ's weitere Vertheidigung wegen der alten Art in Stein zu schneiden. Es ist nicht einmal Christ's Meinung, sondern schon Vettori's, welcher durchaus davon spricht, als ob er sie ausüben gesehen, und sie umständlich beschreibt.

Es ist kein Schluß von dem, was wir jetzt nicht zu machen wissen, auf die Alten, daß sie es auch nicht gewußt hätten.

Möglichkeit, daß es verschiedene Arten kann gegeben haben; gezeigt an dem, dessen sich Rivaz und Vatze gerühmt haben *).

Auch den Valerio Vincenti hatte man in Verdacht, daß er eine geschwindere Art zu arbeiten haben müsse. S. dessen Artikel beym Fueßlin.

XCVII.

Und doch ist Klotz auch der Plagiarius von Christ. Außer dem Beweise, den ich von den Ahnenbildern der Römer insbesondere geführt habe, noch andere aus Christ's Vorlesungen über die Literatur.

*) S. Kollekt. I, S. 268.

Zusätze
zu den
Briefen antiquarischen Inhalts.

Von dem Herausgeber.

I.

Zum neunten Briefe.

Th. I, S. 57.

Die Einschränkungen, welche Lessing in diesem Briefe von seiner Behauptung im Laokoon macht, daß die Künstler des Alterthums niemals die Furien abgebildet hätten; sind an sich zwar sehr sinnreich und gegründet. Fast vermuthe ich aber, daß er sie selbst erst nach der Hand zu machen nöthig gefunden habe, und durch die von Klotz ihm gemachten Instanzen dazu veranlaßt sey. Im Laokoon *) wird jene Behauptung wirklich etwas zu ausschließend und allgemein ausgedrückt, und es werden da bloß die Münzen ausgenommen; obgleich der Zusatz, daß die Figuren derselben nicht zur Kunst, sondern zur Bildersprache gehö-

*) B. IX, S. 30.

ren, welches jedoch auch nicht allgemein zutreffend ist, einen Wink enthielt, den Lessing in diesem Briefe zu seiner Rechtfertigung und nähern Erklärung benutzen konnte, und wirklich auch trefflich benutzt hat.

In dem Vorschlage, daß man den Namen der Kunstwerke nicht ohne Unterschied allen Antiken, sondern nur denen geben sollte, in welchen sich der Künstler als Künstler zeigen können, bey welchen die Schönheit seine erste und letzte Absicht gewesen, liegt an sich ein sehr richtiger und wahrer Gedanke zum Grunde. Wenn der Bildhauer für irgend einen gottesdienstlichen oder politischen Zweck, der Stempelschneider für irgend eine öffentliche Bestimmung, der Steinschneider für irgend einen eigensinnigen Gedanken einer Privatperson arbeitete; so sah er sich durch dies alles in seiner Kunst, und in der Wahl des Stoffes sowohl als der Behandlungsart, beschränkt, und konnte nicht mehr der Schönheit, als dem höchsten Gesetze seiner Kunst, allein folgen. Hier also mußte er mehr mechanischer, als schöner Künstler seyn.

Aber für uns ist es doch wohl in den meisten Fällen schwer, wo nicht gar unmöglich, den besondern und individualen Zweck jeder einzelnen Antike

zu unterscheiden, und mit Gewißheit zu bestimmen, ob sie eigentliches Kunstwerk, in jenem engern Sinne des Worts, oder bestellte Arbeit, gewesen sey. Und so möchte die Verwirrung und das Mißverständniß in den meisten Fällen durch jenen Unterschied eher vervielfältigt und vergrößert, als vermieden und gehoben werden.

Die Furien im Tempel zu Athen, deren Pausanias gedenkt, und die Lessing für die nehmlichen hält, deren Clemens Alexandrinus erwähnt, waren indeß wohl gewiß von der letztern Art bestellter und verabredeter Arbeiten; sie waren zur Aufstellung in dem ihnen gewidmeten Tempel bestimmt. Aber auch hier waren sie nicht schrecklich, nicht als Göttinnen der Wuth und Zwietracht gebildet; sie hatten, sagt Pausanias, ὀυδεν φοβερον.

Hiervon aber läßt sich vielleicht noch eine bestimmtere Ursache angeben, als die Absicht der Künstler, das Widerliche zu vermeiden, und auch hier das Gesetz der Schönheit, als das höchste Kunstgesetz, zu beobachten. Man weiß, daß die Erinnyen oder Furien den Namen der Eumeniden, der Gütigen und Wohlthätigen, da erst erhielten, als Orest sie durch Opfer versöhnt und sich geneigt gemacht hatte. Der Tempel zu Athen, von

dem hier die Rede ist, war nahe an dem Areopagus; und, wie Pausanias unmittelbar vorher sagt, war Orest vor diesem Gerichte, der Sage nach, entsühnt und freygesprochen worden. Man sieht dort noch, setzt er hinzu, einen Altar der Minerva Area, den Orest nach dieser Lossprechung geweihet haben soll. Offenbar stand dieser Tempel mit jenem Gerichtssaale in Verbindung, und, wie es scheint, nicht bloß der Lage, sondern auch der Bestimmung nach. Als Eumeniden also, als ausgesöhnte Göttinnen, hatten sie ihren Tempel nahe bey dem Gerichte, dessen Zweck Schlichtung der Streitigkeiten war. Die Freygesprochenen sollten hier, wie es scheint, den Göttinnen danken, deren Zorn und Rache sie nun nicht mehr zu fürchten hatten. Die Eumenidien waren ein atheniensisches Fest von gleicher Bestimmung. Und an einem andern Orte gedenkt Pausanias *) des Tempels zu Ake, unweit Megalopolis, wo Orest von seiner Wuth geheilt seyn, und den Eumeniden geopfert haben soll. Zum Andenken an diese Begebenheit, setzt er hinzu, hält man sich dort für berechtigt, diesen Göttinnen und den Grazien zu gleicher Zeit zu opfern.

*) L. VIII, c. 34.

II.

Zum neunten Briefe.

S. 67.

Ueber die beyden großen Gemälde des Polygnotus in der Lesche zu Delphi.

Das Werk, worauf Klotz in seiner Abhandlung über den Nutzen und Gebrauch der geschnittenen Steine, S. 104, verweiset, und welches Lessing nicht zur Hand hatte, ist die Histoire de l'Academie des Inscriptions & des belles lettres, Tom. XXVII, p. 34. Es findet sich daselbst ein Auszug aus einer in der Akademie vom Grafen Caylus vorgelesenen Abhandlung, mit der Ueberschrift: Description de deux Tableaux de Polygnote, donnée par Pausanias. Dies sind eben die beyden Gemälde, deren Lessing im Laokoon, (Band IX, S. 274.) gedenkt, und denen er alle Perspektiv abspricht.

Graf Caylus geht von der allgemeinen Bemerkung aus, daß Schriftsteller, die von der Malerey

reden wollen, billig von den Grundsätzen dieser Kunst sollten unterrichtet seyn. Dies aber sey, nicht nur bey neuern, sondern auch bey den alten Schriftstellern, selten der Fall. Pausanias redet so oft von Werken der Kunst, die er in den von ihm beschriebenen griechischen Städten antraf; aber er hatte mehr Kenntniß des Alterthums, als der Kunst. In seiner Beschreibung der beyden gedachten Gemälde herrscht durchgehends eine Verwirrung, wodurch die Vertheilung der auf denselben befindlichen malerischen Partien sehr dunkel wird. Die Stelle, welche die Gruppen und Figuren hatten, wird bloß durch die schwankenden Ausdrücke: oben, unten, hernach, u. s. f. bezeichnet, welche doch immer sehr ungewisse Bezeichnungen sind. Eine malerische Composition, sagt der Graf weiter, ist ein Gedicht; man muß sie also eben so entwickeln, wie man den Entwurf eines Gedichts entwickeln würde. Zuerst muß man auf die Hauptgruppe seine Aufmerksamkeit richten, und hernach zu dem Beiwerke, nach Verhältniß seines größern oder geringern Interesse, fortgehen. Man muß die Beschreibung von dem Triumph Alexanders von le Brun nicht mit den beyden Soldaten anfangen, die ein Gefäß tragen. Pau-

sanias hätte folglich in dem zweyten Gemälde gleich Anfangs von der Gruppe reden sollen, in welcher Ulyß vorkömmt. Dies ist die Haupthandlung, welche selbst durch die Ueberschrift seiner Beschreibung: Ulyssens Hinabsteigung zur Unterwelt, angedeutet wird. Man würde dem Polygnotus Unrecht thun, wenn man die Unordnung des Pausanias auf seine Rechnung schreiben wollte; das Alterthum beweiset uns, daß malerische Vertheilung von je her eine bekannte Sache war.

Bey dem allen aber muß man doch dem Pausanias auch Gerechtigkeit widerfahren lassen, und einräumen, daß die Geschichte und Gebräuche jener entfernten Zeiten, wovon er uns unterrichtet, beträchtlichere und interessantere Gegenstände sind, als die einzelnen Umstände und Erfordernisse einer Kunst.

Auch muß man, zum Verständniß dieser Gemälde, sich erinnern, daß sie immer noch etwas von der Kindheit der Malerey an sich haben mußten. Polygnotus lebte, nach dem Plinius, vor der neunzigsten Olympiade. Und ein Beweis, daß damals die Malerey noch von jenem Gipfel der Vollkommenheit entfernt war, den sie zur Zeit Alexanders des Großen erreichte, ist das

Beyschreiben aller der Namen, womit diese beyden Gemälde scheinen versehen gewesen zu seyn; jeder Person war ihr Name beygesetzt. Vielleicht hat Polygnotus selbst in der Folge diesen Fehler verbessert; wenigstens geschieht dieses übeln Gebrauchs bey den übrigen Gemälden nicht Erwähnung, welche Plinius diesem Künstler beylegt. Der Fehler war auch nicht ihm allein, sondern seinem Zeitalter eigen; und vielleicht hat er das Verdienst, ihn verbessert zu haben.

Was man indeß an diesen beyden Gemälden mit Recht aussetzen könnte, wäre vielmehr eine zu große Menge einzelner Handlungen, die sich mit dem Totaleindruck einer malerischen Composition nicht zu vertragen scheinen. Je einfacher und leichter diese ist, desto deutlicher und einleuchtender ist sie. Polygnotus verlor jedoch seinen Hauptgegenstand nicht aus den Augen; und ungeachtet der Menge von Dingen, die er behandelte, wußte er doch die beyden historischen Hauptvorfälle, die er zur Absicht hatte, sehr gut darzustellen. — — Wenn man die beyden Gemälde zu Delphi einzeln durchgeht, so erkennt man darin einen Künstler von noch größerm Umfange des Geistes und der Einsicht, als ihn Pausanias

selbst

selbst darstellt. Höchstens ließe sich vermuthen, daß es diesen Gemälden an einer gewissen Harmonie des Colorits und der Composition gefehlt habe, daß in ihnen vielleicht zu viel Monotonie herrschte, und daß in Ansehung der einzelnen Theile des Effekts und der Zusammenstellung der Gruppen Manches hätte besser seyn können. Zugleich aber muß man annehmen, daß die Zeichnung jeder Figur schön, edel, und im Einzelnen mannichfaltig gewesen sey. — —

Schon im sechsten Bande*) der Mémoires de l'Academie des Inscriptions findet sich eine Abhandlung des Abts Gedoyn, deren Ueberschrift die Erläuterung dieser nehmlichen beyden Gemälde verspricht, obgleich in der Abhandlung selbst nur noch die Beschreibung des ersten enthalten ist. Der Text des Pausanias wird darin übersetzt, und mit historischen und philologischen Anmerkungen begleitet. Graf Caylus, dessen Schrift beyde Gemälde betrifft, betrachtet sie bloß aus dem Gesichtspunkte der Kunst. Beyde Gemälde hat er nach der davon gefaßten und erläuterten Idee

*) Und im neunten Bande der Amsterd. Octav-Ausgabe, S. 72.

von le Lorrain zeichnen und in Kupfer stechen lassen. Auf diese Abbildungen beziehen sich die von ihm über jedes Gemälde gegebenen Erläuterungen und Kunstbemerkungen, worin er dem Texte des Pausanias allmählich folgt.

Freylich aber ist unter diesen Bemerkungen keine, welche die Perspektiv beträfe. Auch konnten die großen Schwierigkeiten, welche sich Lessing in Ansehung derselben mit Recht dachte, dem Grafen nicht auffallen, da er sich die Figuren nicht über, sondern mehr neben einander, und die Fläche also nicht bergan steigend, sondern fortlaufend dachte. So ganz scheint dies nun zwar den Andeutungen des Pausanias, seinem öftern ἀνωθεν, ἀνωτερω, u. s. f. nicht gemäß zu seyn. Aber diese Andeutungen bleiben immer doch noch so schwankend; und dem gewöhnlichen Verfahren der antiken Künstler, auf ihren Gemälden und Basreliefs die Figuren gruppenweise neben einander in die Länge hin zu vertheilen, scheint die Art, wie sich Caylus das Gemälde von der Einschiffung des Menelaus dachte, sehr entsprechend. Und da durch diese Vorstellungsart wenigstens viele von den Schwierigkeiten, die in der Lessingischen ganz unläugbar sind, wegfallen; so wird man doch wohl

lieber dem Polygnotus zutrauen wollen, daß er durch dieses Hülfsmittel jenen Schwierigkeiten ausgewichen sey, als, daß er etwas so ganz Widersinniges und Unperspektivisches gemalt habe. Bey dem allen aber ist das von Caylus gedachte und entworfene Gemälde doch sicherlich nicht ganz das Gemälde des Polygnotus.

Aus der sonderbaren Art, womit sich Klotz ausdrückte, mußte übrigens Lessing nothwendig vermuthen, Caylus habe nur Eins derselben „gleichsam neu wieder geschaffen." Sie sind aber, wie gesagt, hier beyde nach seiner Idee abgebildet; und glücklicher möchten sie sich wohl schwerlich denken und anordnen lassen.

III.

Zum neunten Briefe.

S. 71.

Wenn Lessing den Künstlern des Alterthums die Kenntniß und Anwendung der Perspektiv absprach, und Klotz hingegen, der darin dem Sallier, Caylus, Algarotti und andern Vorgängern folgte, sie ihnen beylegte; so war Mißverstand über den Umfang des Begriffes von der Perspektiv der vornehmste Grund der ganzen Streitigkeit Lessing hat seine Meinung darüber, und die nöthige Einschränkung seines absprechenden Urtheils, in diesem neunten Briefe hinlänglich und scharfsinnig genug aus einander gesetzt; und bey diesen Bestimmungen seines Urtheils sind die von Klotz vorgebrachten Einwürfe so wenig treffend, wie die von ihm dagegen angeführten Beyspiele von Münzen, auf welchen er perspektivische Zeichnung von einer Art fand, deren Kenntniß wohl Niemand den Alten absprechen wird, und die auch

Lessing ihnen nicht absprach, nehmlich von der bloßen Linienperspektiv.

In seinem Beytrage zur Geschichte des Geschmacks und der Kunst aus Münzen beruft er sich S. 185, um zu beweisen, daß die alten Künstler die Regeln der Perspektiv verstanden haben, auf die im Gepräge einiger Münzen vorkommenden Vorstellungen von Gebäuden. Sehr unbestimmt sagt er, daß die rechte Perspektiv freylich selten sey; „allein," fährt er fort, „ich kann doch einige „Münzen anführen, auf welchen sie gut beobach„tet ist." Lessing mochte sich nicht einmal die Mühe nehmen, diese Münzen nachzusehen. Die meisten sind aus Gesners Sammlung von römischen Kaisermünzen nachgewiesen; und diese habe ich mir die Mühe genommen, nachzuschlagen.

Zum Beweise, daß das, was er die rechte Perspektiv nennt, auf einigen Münzen gut beobachtet sey, citirt er zuerst aus dieser Sammlung, Taf. XVIII, Nr. 16. Aber diese Nachweisung ist falsch. Die bey dieser Nummer zurückgewiesene Nr. 23. auf der sechzehnten Tafel hat nichts Perspektivisches. — XCI, 34. hat freylich ein kleines auf einem Felsen errichtetes Haus, von zwey Seiten vorgestellt, aber durchaus nicht mit irgend

einer Anwendung dessen, was rechte Perspektiv heißen könnte. — CXXXIII, 9. 10. sind Abbildungen von gegen einander stehenden Tempeln, völlig von eben der Art. — CLXXXIII, 20. gehöret kaum hierher, und ließe sich eher als Beyspiel des Unperspektivischen anführen.

Von der Geschicklichkeit der Alten in der Degradation des Plans nach dem Augenpunkte führt er aus eben diesem Münzwerke CXLII, 24 und 25. an. Auch diese Münzen haben nichts, als die gemeinste Linienperspektiv, um das Innere eines im ganzen Umfange dargestellten Gebäudes von oben hinein zu zeigen. Und diese Kenntniß den Alten abzusprechen, fiel den Bestreitern der Perspektiv in den Kunstwerken des Alterthums wohl nie ein.

Sodann setzt Klotz hinzu, die gewöhnlichste Perspektiv der Alten sey die von uns so genannte Militarperspektiv von oben herein; und verweiset dabey zuerst auf den Gesner, Taf. V, Nr. 10. Die Vorstellung ist ein länglich-rundes Gebäude, woran nichts Perspektivisches ist, als daß oben das ganze Oval gezeichnet, folglich ein Theil der Hinterseite gezeigt, und die Vorderseite gehörig abgerundet ist. Bey X, 22. ist eben dies, aber noch weit weniger, der Fall; und so auch XXI, 8.

in der Abbildung einer Rennbahn; LX, 19. in der Vorstellung eines Amphitheaters; und LXXVI, 29. 30. sind Naumachie und Tempel völlig von gleicher Art.

Endlich giebt er noch die Nachweisung eines, wie er sagt, artigen Beyspiels der Perspektiv von unten heran, aus eben dem Gesnerischen Thesaurus, LXXIX, 30. Es ist nichts weiter, als eine Abbildung der Brücke Trajan's, wo der Bogen unten nicht nur gewölbt, sondern zugleich ein Theil der Unterlage dem Auge sichtbar gemacht ist.

Man sieht also, wie sehr Lessing Recht hatte, wenn er in diesen vorgeblichen Gegenbeweisen nichts Beweisendes zu finden hoffte. Auch der Begriff der Militarperspektiv war, wie Lessing zeigt, von Klotz ganz irrig gefaßt; und man dürfte dreist behaupten, daß die Künstler, vollends die Maler des Alterthums so gut wie gar keine Perspektiv gekannt hätten, wenn ihnen nur diese Art derselben bekannt gewesen wäre. Und L. hat Recht, daß, den Alten in dem Sinne Perspektiv absprechen wollen, wo sie nichts weiter ist, als Wissenschaft, Gegenstände auf einer Fläche so vorzustellen, wie sie sich in einem gewissen Abstande unsern Augen zeigen, wahrer Unsinn seyn würde.

IV.

Zum zehnten Briefe.

S. 78.

Lessing gedenkt in diesem Briefe des bekannten allegorischen Gemäldes, oder der so genannten Tafel des Cebes; und er hat wohl unstreitig Recht, wenn er behauptet, daß in der ganzen Angabe desselben an gar keine Perspektiv zu denken sey, und daß daher alle bisherigen Versuche, es nach des Cebes Beschreibung wirklich zu entwerfen, verunglückt sind. Der von dem jüngern Merian, den er den noch erträglichsten nennt, befindet sich bey der deutschen Uebersetzung von S. J. Schulz, die zu Frankfurt, 1638 und 1656 in 4 gedruckt ist.

Der Graf Caylus verlas in der französischen Akademie der Inschriften den 2ten Sept. 1760. eine Abhandlung, deren erster Theil dieses Gemäldes des Cebes betrifft *). Auch er hält die Aus-

*) Ein Auszug derselben steht in der Hist. de l'Acad. des Inscr. T. XXIX, p. 149. f. und

führung des Gemäldes für unmöglich, und bemerkt, daß gleich bey der ersten Einfassung, oder Umzäunung, wie Lessing sie nennt, ein Hauptfehler in der Malerey vorkomme, weil der Zuschauer das vorgestellte Subject nicht erkennen, und die Malerey diese Anordnung wegen der Flächen nicht vorstellen konnte. Um die Gegenstände, welche diese drey in einander gefügten Einfassungen einschließen, zu unterscheiden, müßte man seinen Gesichtspunkt sehr hoch nehmen, und gleichsam aus der Luft auf das Gemälde hinab sehen. Aber alsdann könnte der vor dem Thor stehende Haufe nicht da seyn, und man würde unmöglich die Handlungen andeuten können, welche Cebes ihm beylegt. Nimmt man so niedrige Einfassungen an, wie viele Zeichner, und besonders Romyn de Hooghe, in den zu der Beschreibung des Cebes gestochenen Kupfern, gethan haben; wie will man alsdann alle einzelne Handlungen unterscheiden, die, nach der Erzählung des Schriftstellers, in der zweyten und dritten Einfassung sollen vorgefallen seyn?

übersetzt in des Grafen Caylus Abhandlungen zur Geschichte und zur Kunst, B. II. S. 184. f.

Schon hieraus würde folgen, daß Cebes niemals die wesentlichen und unwandelbaren Erfordernisse der Malerey verstanden, und seine moralische Fiction von einer Kunst entlehnt habe, die ihm ganz fremd war. Außerdem aber zeigt der Graf, daß in diesem Gemälde weder Einheit, noch Einfachheit des Subjects ist; daß die handelnden Personen darin gar nicht genug charakterisirt, und daß Dinge darin angegeben sind, die sich durch die Malerey auf keine Weise darstellen und ausdrücken lassen.

V.

Zum zehnten Briefe.

S. 80.

Wenn Klotz *) sich auf den Grafen Caylus beruft, daß er in der Aldrovandinischen Hochzeit, diesem berühmtesten Gemälde unter den wenigen, die uns aus dem Alterthum übrig sind, die perspektivische Anordnung finde, so lieh er dem Grafen ganz willkührlich das Beywort, perspektivisch, und ließ ihn dadurch etwas behaupten, was ihm gar nicht in den Sinn kam, und sich auf keine Weise würde rechtfertigen lassen. Er gedenkt dieses Gemäldes freylich in seiner Abhandlung von der Perspektiv der Alten **); aber er sagt vorher in dieser Abhandlung ausdrücklich, daß wir

*) Ueber den Nutzen und Gebrauch der alten geschnittenen Steine, S. 93.

**) In den Mém. de Literature, T. XXIII. p. 320; und übersetzt in Caylus Abhandlungen zur Geschichte und Kunst, B. II, S. 195. ff.

zur richtigen Beurtheilung der alten Malerey die wahren Stücke der Vergleichung nicht mehr haben, und niemals haben können. „Diejenigen," fährt er fort, die wir übrig haben, (ich rede immer von denen vor der Entdeckung des Herkulanum) „stellen überhaupt Figuren vor, die bloß auf „leeren Gründen, und mit einer einzigen Farbe „ausgeführt sind." Und in der Folge, wo er von dem Werthe der alten Freskogemälde redet, sagt er: „wenn man nicht wüßte, daß die Aldrovandi„nische Hochzeit vom Raphael nie wäre gesehen „worden, so könnte man glauben, er würde sie „zum Muster seiner Manier in der Freskomalerey „genommen haben. — Diese aldrovandinische „Hochzeit, sagt er kurz vorher, ist eins der größe„sten Stücke, welche uns von den Gemälden des „alten Roms übrig sind. Die Simplicität und „das Edle seiner Anordnung werden jederzeit „verdienen, daß man seiner gedenkt, bis andere „alte Gemälde erscheinen, die Verdienst genug „haben, das Verdienst desjenigen, das wir vor „Augen haben, zu verdunkeln." Also nur das Edle, nicht aber das Perspektivische der Anordnung, rechnet er diesem Gemälde als ein Verdienst an. Er bemerkt freylich noch, daß die Schatten

desselben durch Schraffirungen ausgedrückt sind, beynahe wie Raphael bey seinem großen Gemälde von der Schule zu Athen gethan hat; und daß diese Schraffirungen dazu dienen, das Wellenförmige, die Erhöhungen und Formen der Körper, auszudrücken. „Ich habe," setzt er hinzu, „daher nur auf die Schraffirungen gedrungen, „weil ich sie als eine Folge der Perspektiv an„sehe, welche die Schatten an der aldrovandini„schen Hochzeit ausdrückt, und zugleich zu erken„nen giebt, daß ihr Urheber diesen Theil der Kunst „verstanden habe." Aber er giebt selbst zu, daß die zehn Figuren dieses Gemäldes auf Einer Fläche vorgestellt, schlechtweg und natürlich hingesetzt sind; wiewohl er meynt, der Maler habe dabey überall, wo es nöthig war, die Perspektiv bemerkt, nicht bloß in Ansehung der Ründung der Körper und der Andeutung des Zwischenraums, der sie vom Grunde absondert, sondern auch in Ansehung der richtigen Degradation der Körper, welche sein Subject erforderte, z. B. des Altars, des Bettes, des Fußbodens, u. s. f. Das alles gehört denn doch nicht zur perspektivischen Anordnung, und beweiset nichts wider Lessing, wenn man auch zugeben will, daß jene Schraffirungen mit zur Per-

spektiv gehören, wozu man sie doch wohl nur sehr uneigentlich rechnen kann. Man darf auch nur auf die häufigen Abbildungen jenes berühmten Gemäldes *) einen flüchtigen Blick werfen, um sogleich zu sehen, daß die Figuren desselben, wie auf den Basreliefs, bloß neben einander gestellt, nicht aber perspektivisch angeordnet oder gruppirt sind. Und Lessing hatte daher völlig Recht zu sagen, dies Gemälde habe höchstens keine Fehler gegen die Perspektiv, weil sich der Meister keine Gelegenheit gemacht hatte, dergleichen zu begehen.

Unlängst erst hat einer der geschmackvollsten Alterthumskenner **), der das Original dieses Gemäldes selbst vor Augen hatte, von demselben Gelegenheit genommen, über die richtige Würdigung der Malerey der Alten, und über den mechanischen Theil derselben, einige treffliche Bemerkungen zu machen. Auch er fand die Figuren, nach Art alter Basreliefs, hinter einander auf Einen Plan

*) Z. B. im *Montfaucon*, Antiq. expl. T. III, Tab. CXXIX.

**) Herr Oberappellationsrath von Ramdohr in seinem sehr schätzbaren Werke über Malerey und Bildhauerarbeit in Rom, Th. II, S. 163. f.

gestellt, und so wenig durch den Ausdruck eines ungetrennten Antheils an einer sichtbaren Handlung, als durch die Gruppirung, zu Einem Ganzen verbunden. — „Luft- und Linienperspektiv, „sagt er in der Folge, ist in keiner mir bekannten „größern Composition der Alten beobachtet; und „wenn man nicht auf eine ganz unverantwortlich „partheyische Art, Ründung einzelner Figuren, „Abstufung und Abschwächung entfernterer Gegen„stände gegen die nähern in einem geringen Rau„me, nach dem bloßen eingebildeten Augenmaße, „mit den künstlichen Regeln der Optik vermengen „will, so kann man dreist behaupten, daß die Al„ten sie nicht gekannt haben.“ — Und hernach sagt er noch von den Malern des Alterthums: „Sie malten auch dann, wenn sie mehrere Figuren „vereinigten, immer die einzelne menschliche Form „neben der einzelnen menschlichen Form; darum „ist es glaublich, daß sie das Helldunkle vernach„lässigt haben, und gewiß, daß sie in der Luft„und Linienperspektiv bis zu keinen sichern Regeln „fortgeschritten sind.“

Unstreitig dachte Herr von R. an die von Caylus und Klotz angeführte Stelle des Plinius, wo er von dem Stiere des Pausias redet, wenn

er S. 176. sagt: „Und wenn man von einem ge„malten Ochsen lieset, daß, ob er gleich nur von „vorn zu sehen gewesen wäre, man doch auf seine „ganze Länge habe schließen können; läßt sich aus „diesem perspektivischen Probestückchen, dem ge„ringsten unserer Anfänger, die künstliche Ver„schmelzung heller und dunkler Farben, die weise „Vertheilung des Lichts und Schattens eines „Correggio, mit Sicherheit folgern?"

VI.

VI.

Zum dreyzehnten Briefe.

S. 103.

Mit diesem Briefe sind im zweyten Theile der 35ste bis 39ste Brief, und der Artikel Borghesischer Fechter in den Kollektaneen zu vergleichen. Lessing nahm, wie bekannt, seine Meinung, daß diese Statue den Chabrias, nach einer Stelle im Nepos, darstelle, wieder zurück; und that dies, wie Herr Hofrath Heyne bey der Anzeige jenes zweyten Theils dieser Briefe sagt *), mit der Offenherzigkeit eines rechtschaffenen Mannes, und erst nach einer scharfsinnigen Prüfung alles dessen, was dawider gesagt ist, und was noch hätte gesagt werden können. An den Miles Veles, setzt Herr H. selbst hinzu, lasse sich weiter gar nicht denken.

Seitdem hat Herr Hofrath Heyne in der zweyten Sammlung seiner antiquarischen Aufsätze

*) Göttingische gelehrte Anzeigen vom Jahr 1769, Stück 137. S. 1235.

von den so genannten Fechtern überhaupt gehandelt. Er hält es, aus verschiedenen Gründen, für mehr als unwahrscheinlich, daß von allen Statuen der so genannten Fechter wirklich einer ein Fechter sey. Am unschicklichsten findet er diese Benennung von dem Borghesischen Fechter, dieser edlen, schönen Figur eines so vortrefflich athletisch ausgearbeiteten Körpers eines jungen Kriegers im höchsten Grade der Spannung aller Muskeln, und doch ohne Uebertreibung. Ihm ist es wahrscheinlich, daß er ehedem eine Gruppe mit andern Figuren ausgemacht, und daß vor ihm eine Figur zu Pferde gestanden habe, gegen die er sich vertheidigte. Die Richtung des Kopfes scheint ihm zu lehren, daß er sich gegen einen Angriff von oben her verwahrt habe, und daß er eine Wunde von unten auf, wie in eines Pferdes Bauch oder Brust, anbringen wolle. Auch ist es ihm sehr wahrscheinlich, daß es ein historisches Stück sey.

Herr von Ramdohr *) findet die Gründe für das Unpassende der Benennung eines Fechters, nicht befriedigend genug. Das ausgezeichnete Ed-

*) Ueber Malerey und Bildhauerarbeit in Rom Th. I, S. 326.

le hat er, der angestellten Untersuchung ungeachtet, so wenig finden können, als daß der Arm mit dem Schilde neu sey. Es scheint ihm auch nicht nothwendig, daß der Streich von oben, den diese Figur abzuwenden scheint, von einer Figur zu Pferde komme. Es konnte, meint er, sehr wohl ein Hieb seyn, den der Gegner mit aufgehobenem Arme ausholte. Selbst der aufwärts gerichtete Blick scheint ihm das Gegentheil nicht anzudeuten. Denn die Richtung des Auges folgt eher dem Schwerte, als der Miene des Gegners. So findet er auch nicht, daß diese swelte Figur schlechterdings mit dem Begriffe kontrastiren müsse, den wir uns von einem Fechter zu machen berechtigt sind; noch, daß es nothwendig ein historisches Stück seyn müsse; selbst, wenn Winkelmann darin Recht hätte, daß der Kopf Aehnlichkeit mit einer bestimmten Person zu haben scheine. Denn wie leicht könnte nicht ein schöner Fechter Gelegenheit zu dieser Nachbildung gegeben haben, den entweder das Volk, oder der Kaiser, gerade in dieser Stellung bewunderte? Uebrigens lasse sich freylich nichts Gewisses über die Bedeutung dieser Statue bestimmen.

VII.

Zum sechzehnten Briefe.

S. 120.

Nichts kann ungereimter seyn, als wenn Klotz die Neigung Mäcen's zu Edelsteinen aus dem Fragment seiner Verse an Horaz beweisen will. Um so viel ungereimter, weil nach der Lesart beym Isidor, und selbst nach der Wiederherstellung des Alciatus, vollends gar nichts aus diesen Versen folgen würde. Denn der letztere lieset sie:

Lucentes, mea vita, nec ſmaragdos,
Beryllos mihi, Flacce, nec nitentes,
Nec praecandida margarita quaero,
Nec quas Thynica lima perpolivit
Annellos, nec Jaſpios lapillos.

Aber auch die Lesart des Turnebus in den ersten Versen:

Lugent te, mea vita, te ſmaragdos,
Beryllos quoque, u. ſ. f.

könnte eben so gut Horazens, als Mäcen's Vorliebe für Edelsteine beweisen. Diese Verse

beweisen übrigens allerdings, daß August nur allzu sehr Recht hatte, wenn er dem Mäcen Ziererey und Kakozelie in seiner Schreibart vorwarf, und in dem Briefe, wovon sich das Fragment beym Macrobius *) findet, ihn so darüber verspottete und parodirte: Vale, mel gentium Medulliae, ebur ex Hetruria, laser Aretinum, adamas supernas, Tiberinum margaritum, Cilniorum smaragde, jaspi figulorum, berylle Porsennae, carbunculum Italiae, και ινα συντεμω παντα, μαλαγμα moecharum.

*) Saturnal. L. II, c. 4; nicht c. 3, wie Klotz citirt.

VIII.

Zum neunzehnten Briefe.

S. 137.

Freylich wird *scalpere* nnd *scalptura* vornehmlich von der Arbeit der Steinschneider, und *scalptor* am gewöhnlichsten zur Bezeichnung eines Steinschneiders selbst, gebraucht; aber doch nicht so ganz ausschließend. Ueberhaupt war, wie bekannt, *sculpere* und *scalpere*, wie im Griechischen γλυφειν und γλαφειν, ursprünglich einerley; und nur der Sprachgebrauch führte den, doch nicht immer beobachteten, Unterschied ein, daß jenes vornehmlich von runder oder erhobener, dieses von eingegrabener und vertiefter Bildnerey gebraucht wurde. Eben darum aber konnte auch *scalptor* nicht wohl eine allgemeine Benennung für jeden Steinschneider abgeben, sondern nur für den, welcher eingegrabene oder vertiefte Gemmen schnitt; der Künstler in Kameen hätte dann *sculptor*, oder vielmehr *caelator*, heißen müssen.

Der nehmliche Fall ist bey dem Worte *cavator*, welches Salmasius an noch mehrern Stellen seines gelehrten Commentars zum Solin, als in den von Lessing angeführten, erläutert, und welches noch bestimmter nur einen Graveur, oder Verfertiger ausgehöhlter, eingegrabener Edelsteine, ausdrückt. Aus *cavitarius* machte man im mittlern Griechischen καβιδαριος, welches du Fresne durch λιθουργος erklärt.

IX.

Zum zwanzigsten Briefe.

S. 143.

Klotz setzte denn doch nicht, wie ihm Lessing Schuld giebt, das Lob des Fleißes willkührlich zu dem hinzu, was er über den nürnbergischen Künstler Markus Tuscher beym Mariette fand; und diesen letztern tadelte Natter nur deswegen, weil er ihn, einzelner Versuche wegen, unter die berühmtern neuen Steinschneider gesetzt hatte. Am empfindlichsten mochte das jenem Künstler wohl seyn, weil M. ihn mit Natter'n selbst so nahe zusammen stellte. Dois - je parler, sagt er *) de *Marc Tuscher* & de *Laurent Natter*, l'un & l'autre de Nuremberg **), qui travailloient

*) Traité des pierres gravées, T. I. p. 144.

**) Diese unrichtige Angabe seines Geburtsorts rügt Natter selbst in der Vorrede zu seinem Traité de la Méthode antique &c. S. XXXI. und sagt, er sey aus Biberach in Schwaben

dans Rome il y a quelques années, & dont le dernier il y a même paru avec éclat? Indeß giebt er doch Tuscher'n nicht gleichen Rang mit ihm: ſon compatriote *Marc Tuſcher* n'a pas été à beaucoup près ſi loin dans l'art de la gravure en pierres fines. Etant à Rome en 1733 il a gravé ſon propre portrait accompagné de ſon nom ΜΑΡΚΟϹ, écrit en Grec *), & il a pû faire encore quelques autres gravures; mais je ne crois pas qu'elles s'étendent beaucoup, & je puis dire avec quelque certitude que ce qu'il a gravé n'eſt pas fort précieux. Du reſte c'eſt un Artiſte *induſtrieux*, ainſi que le ſont presque tous les Allemands. — Das Lob der Arbeitſamkeit und des Fleißes giebt ihm alſo Mariette, aber nicht als

gebürtig, und nie in Nürnberg geweſen. Indeß wird er in Will's Nürnberg. gel. Lexikon als ein geborner Nürnberger mit aufgeführt, und am Schluß des Artikels, Gröll's Sendſchreiben von Nürnb. Künſtlern über ihn nachgewieſen.

*) Nach einer Schwefelpaſte der Stoſchiſchen Sammlung findet ſich dieſer Kopf auch unter Taſſie's Paſten. S. Raſpe's Katalog, N. 14454.

Steinschneider, sondern als Künstler überhaupt. Denn Tuscher war ein braver Maler, und zu gleich Bildhauer, Baumeister und Kupferstecher, einer der besten Schüler des ältern Preisler. Was Mariette zu den angeführten Worten so-gleich hinzusetzt, betrifft auch seine Malerey und den genauen, mühsamen Fleiß, womit er auf einen Fächer für die Kaiserinn den Prospekt der Stadt Florenz gemalt hat, und womit er zu Flo-renz den Anfang eines antiquarischen Kupferwerks machte, welches alle Münzen von Sicilien und Großgriechenland enthalten sollte, aber durch seine Reisen nach England und Dänemark unter-brochen wurde. Et je ne crois pas me tromper, setzt Mariette hinzu, l'essai que j'en ai vû, sur-passe pour l'exactitude tout ce qu'on a publié jusqu'ici en fait de médailles.

X.

Zum 21sten und 22sten Briefe.

S. 161.

Das bekannte Mährchen von dem Ringe des Polykrates ist zwar an sich keiner historischen Prüfung und Bestimmung weder fähig noch würdig; indeß sind einige darin vorkommende Umstände, welche zur Kunstgeschichte gehören, immer doch einiger Aufmerksamkeit werth. Hier halte ich mich nur an das, was Lessing in den beyden gedachten Briefen darüber sagt. Ihm war es vornehmlich um die Behauptung zu thun, daß unter dem Steine, dessen die Alten, als in diesem Ringe befindlich, erwähnen, kein geschnittener Edelstein, sondern ein Stein ohne Figuren zu verstehen sey. Dies scheint ihm in der Stelle beym Plinius zu liegen *), wo er sagt: Polycratis gemma, quae demonstratur, *illibata intactaque* est. Diese Worte scheinen ihm sogar anzudeuten, daß dieser

*) L. XXXV, c. 1.

Stein nicht einmal geschliffen, sondern völlig so gewesen sey, wie er aus der Hand der Natur gekommen.

Ich weiß, daß mehrere Gelehrte diese Worte so verstanden haben *). Sie könnten indeß auch nur sagen wollen, daß dieser Edelstein, der zu Rom im Tempel der Göttinn der Eintracht gezeigt wurde, sich völlig unversehrt von Brüchen oder anderen Beschädigungen erhalten habe. Doch, die Angabe des Plinius mag immerhin so zu deuten seyn. In den Stellen des Herodot, Pausanias und Tzetzes, wo dieses Ringes Erwähnung geschieht **), dünkt mir aller von Lessing angewandter Scharfsinn nicht hinreichend zu seyn, die Voraussetzung einer geschnittenen Gemme in diesem Ringe hinweg zu erklären.

Lessing's erster Grund dawider bezieht sich auf den Künstler, der ihn geschnitten haben soll, den Theodor von Samos. Dieser wird sonst mehr

*) J. B. Christ, Abh. über die Literatur und Kunstwerke, S. 292. *Mariette*, Tr. des P. gr. T. I, p. 13.

**) *Herodot*, L. III, c. 41. *Pausan.* L. VIII, c. 14. *Tzetzes* Chil. VII, Hist. CXXI.

als Bildhauer, oder vielmehr Bildgießer, und Baumeister angeführt; und Lessing hält es fast für ein wenig zu viel, ihn auch zum Steinschneider zu machen. Aber war eine solche Vereinigung mehrerer bildenden Künste nicht bey mehrern griechischen Meistern der Fall? Und sollte wohl die von Lessing angenommene Erklärung der Stelle beym Herodot ungezwungen genug seyn, daß mit dem Zusatze: ἠν δε ἐϱγον Θεοδοϱȣ τȣ Τηλεκλεος Σαμιȣ, bloß so viel gesagt sey, als, Theodor habe diesen Stein gefaßt? Dieser Zusatz geht wohl offenbar auf das ganze Vorhergehende, und steht nicht zunächst bey dem Worte χϱυσοδετος, sondern unmittelbar nach σμαϱαγδȣ μεν λιθȣ ἐȣσα. Alle bisherige Ausleger haben ihn von der Angabe des Künstlers verstanden, der die Figur in den Stein geschnitten habe.

Und daß dieser Stein ein geschnittener gewesen sey, oder doch von Herodot als ein solcher gedacht wurde, scheint das Wort σφϱαγις noch bestimmter anzudeuten. Selbst die Erklärung dieses Worts beym Pollux lehrt es, daß bey diesem Worte, von einem Ringe gebraucht, allemal ein Siegelring, also ein Ring mit eingegrabenen Fi-

guren oder Schriftzügen, zu verstehen sey. Dies deuten die Wörter ἐπισημους und σημαντρα deutlich genug an; und das: ἡ λιθους ἐν ἀυτοις ἐχοντας, ist nicht dawider; denn es giebt nur die mit Zeichen oder Figuren versehene Materie an, die entweder Metall oder Stein war. Σφραγις und σφραγιδιον mag immer in der Folge metonymisch schlechthin für Ringe oder für Edelsteine, wie man sie in Ringen zu tragen pflegt, gebraucht worden seyn; aber wenigstens nahm man dabey doch auf ihre Bestimmung, und wo nicht auf die darein bereits gegrabenen Zeichen und Bilder, doch wenigstens auf ihre Fähigkeit und Empfänglichkeit dazu, gewiß Rücksicht.

Beym Pausanias ist der Ausdruck noch deutlicher; denn hier ist Stein und darein geschnittenes Siegel in den Worten: Θεοδορου ἐργον ἠν και ἐπι τω λιθω της σμαραγδου σφραγις, offenbar unterschieden und das letztere als auf dem erstern befindlich angegeben. Noch bestimmter aber sagt Tzetzes von diesem Smaragd:

ὁν τεχνικως ἐσφραγισεν ὁ δακτυλιογλυφος
Θεοδορος ὁ Σαμιος.

Dies σφραγιζειν kann doch wohl unmöglich fassen, oder irgend etwas anders, als Eingrabung des Siegels und der dazu bestimmten Figur, bedeuten.

Auch das ist mir nicht wahrscheinlich, daß Plinius in der oben gedachten Stelle und den gleich darauf folgenden Worten, die Epoche der erfundenen, oder in Griechenland wenigstens bekannter gewordenen Kunst in Stein zu schneiden, habe bestimmen wollen. Eher würde ich vermuthen, er habe mit den Worten *illibata intactaque* wirklich andeuten wollen, der Stein sey ungeschnitten gewesen, habe dabey die gewöhnliche Angabe, daß die Gemme des Polykrates ein Smaragd gewesen, in Gedanken gehabt, und in dieser Rücksicht hinzugesetzt: Ismeniae aetate, multos post annos, apparet scalpi etiam smaragdos solitos. Freylich nannte Plinius kurz vorher den Stein des Ringes einen Sardonyx; aber Widersprüche sind bey ihm nicht selten; und selbst in dieser Stelle findet sich auf jeden Fall ein anderer Widerspruch mit dem, was er in der Folge von den Smaragden sagt: decreto hominum smaragdis parcitur, scalpi vetitis.

Das Zeitalter des Theodor von Samos aber darf gerade nicht, wie Winkelmann voraussetzt, in die Lebenszeit des Crösus gefallen seyn, wenn dieser gleich Werke von jenem Künstler besaß, die er nach Delphi sandte. Und doch fällt die Absendung dieser Geschenke erst in die 58ste Olympiade, der Tod des Polykrates aber in die 64ste; so, daß jener Zeitraum nicht weit aus einander wäre. Es giebt aber andere Gründe, nach welchen man jenen Theodor, und mehr noch den Rhökus, die als Erfinder der Plastik und des Gusses in Bronze genannt werden, in ein früheres Zeitalter zu setzen hat*).

In der Stelle beym Clemens Alexandrinus wird freylich nur unter andern Sinnbildern, die er zu Siegelringen vorschlägt, bloß gesagt: ἡ λυρα μυσικη, ἡ κεχρηται Πολυκρατης. Aber eben diese kurze Erwähnung scheint ein guter Grund zu der Voraussetzung zu seyn, daß hier kein anderer, als jener im ganzen Alterthum so berühmte Siegelring gemeint sey.

XI.

*) S. hierüber Herrn Hofr. Heyne'ns Berichtigung und Ergänzung der Winkelmann. Gesch. der Kunst, in den deutschen Schriften der Götting. Societät, B. 1, S. 230. f.

XI.

Zum drey und zwanzigsten Briefe.

S. 162.

Der Zusatz Aelian's zu der von ihm angeführten Stelle des Eupolis ist ein Beweis mehr, daß in dieser Stelle, wie sonst, unter dem Worte σφραγιδες nicht bloß mit Edelsteinen versehene Ringe, sondern Ringe mit geschnittenen Steinen, Siegelringe, zu verstehen sind. Vielleicht wollte auch Christ mit den Worten: *de commentariis* Eupolis petita super moribus Cyrenensium, nichts weiter sagen, als, daß diese Stelle des Eupolis aus dessen Bemerkungen oder Erinnerungen über die Sitten der Cyrenäer genommen sey. Denn daß der vom Aelian angeführte Marikas ein Lustspiel dieses komischen Dichters gewesen, konnte ihm wohl um so weniger unbekannt seyn, da dieses Lustspiels von mehrern Schriftstellern des Alterthums, vom Aristophanes, Plutarch, Pollux, Athenäus

und Quintilian, erwähnt wird *). — Wenn indeß von dem hohen Preise der auch von den geringern Leuten unter den Cyrenäern getragenen Ringe die Rede ist, so muß allerdings nicht bloß der hohe Preis des Schnitts und der Arbeit, sondern auch der Werth der Edelsteine selbst, mit in Anschlag gebracht werden.

Die Stelle beym Plinius, wo von dem Smaragde des Jsmenias die Rede ist, hat übrigens Lessing wohl sehr richtig, und Harduin ganz falsch verstanden.

*) *Fabricii* Notitia Comicor. deperditor. in *Biblioth. Gr.* ex. ed. *Harlesii*, Vol. II, p. 446.

XII.

Zum sechs und zwanzigsten Briefe.

S. 191.

Daß die Steine, welche Theophrast und Plinius unter den Namen *Sapphirus* und *Cyanus* beschrieben, ganz von dem heutigen Sapphir verschieden sind, zeigt Herr Brückmann in seiner Abhandlung von Edelsteinen, S. 97. f., und in den Beyträgen dazu, S. 51. f. In der ersten dieser Stellen wird zugleich die von mehrern angenommene Meinung bezweifelt, daß der Amethyst der Alten unser Sapphir gewesen sey, wofür Herr B. eher ihren *beryllus aeroides* halten möchte.

Ueber diesen und ähnliche Gegenstände in den antiquarischen Briefen hatte ich von der Freundschaft des Herrn Berghauptmanns von Veltheim, eines der einsichtsvollsten und scharfsinnigsten Kenner, Beyträge zu den gegenwärtigen Zusätzen zu hoffen, wodurch sie gewiß an Interesse ungemein würden gewonnen haben. Um so mehr bedaure

ich, daß überhäufte Geschäfte anderer Art meinen würdigen Freund jetzt an der Erfüllung seines Versprechens hindern, ob ich mir gleich das Publicum auch dadurch zu verbinden glaube, daß ich nicht ablasse, ihn bey größerer Muße zur öffentlichen Mittheilung dieser Untersuchungen auf einem andern Wege dringend aufzufodern.

XIII.

Zum sechs und zwanzigsten Briefe.

S. 196.

Ueber dasjenige, was die erst in neueren Zeiten entstandene Benennung des Achatonyx betrifft, vergleiche man diesen Artikel im ersten Bande der Lessingischen Kollektaneen, S. 18. f. und die daselbst beygefügten Anmerkungen des Herrn Leibmedikus Brückmann. Ich setze hier nur noch dasjenige her, was Mariette *) über diesen Stein erinnert, da sein Buch vielleicht nur wenigen Lesern zur Hand seyn möchte:

On ne grave en creux avec succès que sur des Agathes d'une seule couleur, qui sont le plus ordinairement noires, rougeâtres, tannées, brunes, bleuâtres, ou ardoisées, ou bien sur les *Agathes* qu'on nomme *Onyx*. Celles-ci cachent sous une

*) Traité des Pierres gravées, T I, p. 182.

épaiſſeur blanche & aſſez mince, une maſſe noire, griſe ou rougeâtre, qui paroit ſous cette eſpèce de peau comme la chair au travers de l'ongle *), & que le graveur découvre pour peu qu'il enfonce ſon outil: de cette manière ſa gravure en creux prend de la couleur, elle ſe détache en brun ſur un champ blanc, & elle ſe trouve encore environnée d'un cercle brun qui lui ſert comme d'une bordure; car il faut ſuppoſer que l'Agathe aura été abattue en talus, & qu'il ne reſte plus de blanc ſur ſes bords: c'eſt ce qu'on ne manque guère d'obſerver. Cependant quelqu'avantageuſement que ſe préſente une telle gravure, il faut convenir qu'une *Agathe - Onyx* réuſſit beaucoup mieux dans la gravure de relief, & que c'eſt ſa véritable deſtination.

Il doit ſe trouver dans une belle Agathe de cette dernière eſpèce, entre quelques lits de différentes couleurs, un lit blanc également répandu dans toute l'étendue de la pierre; & pour produire un effet heureux & dont on puiſſe tirer parti, la couleur de chaque lit doit trancher net, & ne ſe point confondre avec la couleur

*) On prétend que c'eſt là l'origine du mot *Onyx*, derivé du Grec, Ὄνυξ, *ongle*.

voisine. Quand il en arrive autrement, & qu'une couleur en boit une autre, ainsi qu'on s'exprime en termes de l'art, c'est la plus grande imperfection qu'on puisse reprocher à une *Agathe-Onyx*. Ces différens lits sont presque toujours disposés par couches, qui suivant toutes la ligne horisontale, se succédent les unes aux autres; quelquefois, ce qui est plus rare, & ce qui est aussi plus agréable, le lit blanc circule dans la pierre, & y décrit un cercle ou un ovale parfait. Mais lorsqu'avec cette précision & cette régularité de forme, les quatre couleurs, le noir, le blanc, le bleu & le roussâtre, parfaitement distinctes & d'une égale épaisseur, se trouvent réunies dans le même morceau d'Agathe, & qu'elles marchent de compagnie sans aucune interruption, de la même manière que les couleurs de l'arc-en-ciel, & forment plusieurs ronds inscrits l'un dans l'autre, on peut dire, que c'est une pierre sans prix. Les Romains connoissoient tout ce qu'elle valoit. C'étoit Publius Cornelius Scipion, surnommé l'Africain, qui le premier avoit mis chez eux cette pierre en honneur *). Les plus régulières & les mieux colorées viennent de l'Inde.

*) *Plin.* L. 37, c. 6.

XIV.

Zum sieben und zwanzigsten Briefe.

S. 213.

Wenn Klotz den Gebrauch der Diamantspitze bey der mechanischen Arbeit der alten Steinschneider bloß darauf einschränkte, daß sie alsdann erst sey gebraucht worden, wenn das Rad das Gehörige schon verrichtet gehabt habe; und daß diese Diamantspitze bloß dazu diene, die vom Rade noch übrig gebliebenen groben und nicht zart genug verarbeiteten Partien sanfter und verlaufend zu machen: so wurde er höchst wahrscheinlich durch eine Stelle im Mariette dazu verleitet, der in der genauen und ausführlichen Beschreibung des Praktischen der Steinschneidekunst *) diesen Gebrauch der Diamantspitze erwähnt, aber ihn doch nicht als den einzigen erwähnt, und ihn auch nicht auf bloße Nachhülfe und Abglättung einschränkt. Er sagt nehmlich davon zuerst überhaupt: Outre

*) Tr. des pierres gravées, T. I, p. 201. ff.

les outils dont j'ai fait mention, on ne doit pas manquer de ſe munir de pointes de fer ou de cuivre, ayant une manche qui les rendra plus aiſées à manier, & ſur la tête desquelles ſera ſerti un *éclat de Diamant.* **Und hernach:** Il arrive aſſez ſouvent que les outils ne peuvent point parvenir aux endroits qu'on voudroit ſouiller; ils font rond où il faudroit faire plat, & ils laiſſent toujours quelque choſe d'indécis dans les touches. Dans ces cas, ce qu'on peut faire de mieux, eſt de ſe ſervir des *pointes de Diamant,* que j'ai indiquées ci-deſſus. Cet inſtrument à la main (car il n'eſt plus queſtion du Touret) on forme de petites ſinuoſités, on termine des traits, on approfondit quelques endroits, on en évide des autres, on dépouille certaines parties, on fait de ces travaux délicats, qui à peine effleurent la pierre; on met enfin l'ame, l'eſprit & la fineſſe dans ſa gravure. **Man ſieht alſo, daß Mariette der Diamantſpitze keinen ſo geringen Antheil, an der Vollendung der Arbeit des Steinſchneiders beylegt, als Herr Klotz. Selbſt die Kraft, dem Steine erſt Geiſt, Leben und Feinheit zu ertheilen, legt er ihr bey.**

In der Folge redet Mariette von der Behandlungsart der Kameen, und hält es zur feinen und völligen Ausarbeitung derselben für durchaus nothwendig, daß der Künstler die Diamantspitze zu Hülfe nehme. Quand on examine, setzt er hinzu, le travail des plus beaux Camées des Anciens, il ne paroit pas possible, qu'ils les aient exécutés autrement; & peut-être est-ce pour avoir négligé de se servir de ces derniers instrumens, & avoir craint les longueurs de l'opération, que plusieurs Camées sont d'un travail si lourd & si indécis. Les excellens graveurs de l'Antiquité, moins avares de leur tems que jaloux de leur réputation, ne ménagoient point ainsi la peine, & souvent ils sortoient de l'ouvrage les yeux si fatigués, que ne pouvant plus soutenir la vue des petits objets qu'ils gravoient, ils étoient obligés, s'il en faut croire Pline, de regarder des Emeraudes, dont la couleur agréable & bienfaisante les récréoit & remettoit leurs yeux dans leur assiette naturelle.

Eben diesen, zu mehr als bloßer Vollendung und Ausfeilung, und selbst zu den ersten scharfen Umrissen der Figuren angewandten, Gebrauch der Diamantspitze vermuthet auch Herr Martini von den Steinschneidern des Alterthums, in seinen

schätzbaren Zusätzen zur neuesten Ausgabe der Archäologie des sel. Ernesti *). Nachdem er bemerkt hat, daß die alten Künstler sich eben so wie die neueren des Rades, und, wie er glaubt, auch des Diamantpulvers, höchst wahrscheinlich bedienten, setzt er hinzu: eos, verisimile est, *Adamantem* quoque *acuminatum*, sive natura, sive arte, sive forte, dum pulveris caussa tundebatur, ita factum; quod posterius Plinii verba (H. N. lib. XXXVII, c. 4.) indicare videntur, instrumentis quibusdam inclusisse; inclusum usurpasse ad finiendas particulas & lineas tenuissimas, quae terebrarum fervore, nondum filo satis tenero & subtili, sed quasi crassiori ductae, nec satis adamussim praecisae & elaboratae erant: qua in haeresi quoque fuit *Klotzius*, dum in vivis esset, celeberrimus. Quid? quod non minus fieri potuit, ut ejusmodi adamante ecuminato, idoneisque manubriolis incluso, extrema figurae, vel figurarum lineamenta in gemmis ducerent, & partium singularum dimensiones, justumque locum designarent, antequam eas terebrando tentarent. Manus enim firmior & exercitatior simile quasi telum facilius & rectius

*) p. 272.

gerere, ſine ullo errandi metu dirigere, eodemque lineas extremas in gemma fidentius ducere, quam illas terebra, quae minus in ipſius erat poteſtate, leviſſime deſignare potuiſſe, mihi certe videtur. Quin probabile eſt, quas pluribus in gemmis extremas figurarum lineas, easdemque artis legibus convenientiſſime exactiſſimeque ductas, ſeſe animadvertiſſe, teſtatur *Lippertus* (Praefat. Dactylioth. p. XXIX.) eas non terebrae fervore, ſed ejusmodi adamante acuminato ſcalptas fuiſſe. Quam conjecturam meam dijudicent, ac vel probandam, vel improbandam ſtatuant lectores me prudentiores.

XV.

Zum neun und zwanzigsten Briefe.

S. 224.

Wenn Lessing gegen das Ende dieses Briefes sagt, er bilde sich ein, in der von ihm angeführten Stelle des Plinius *) den ganzen Vorrath der Werkzeuge der alten Steinschneider zu finden, und sogar eine ganz neue Gattung darunter zu bemerken, von welcher die neueren Steinschneider gar nichts wissen; so scheint er dabey die Worte: aliae non nisi retuso, aus dieser Stelle, im Sinne gehabt zu haben. Und wenn er gleich kurz vorher *ferrum retusum* durch stumpfes Eisen erklärt **), so hält er doch seine Meinung zurück, wofür er

*) L. XXXVII, Sect. 76. Tanta differentia est (gemmarum) ut aliae ferro scalpi non possint, aliae non nisi retuso, verum omnes adamante. Plurimum vero in his terebrarum proficit fervor.

**) Mariette (T. I, p. 195.) übersetzt es durch des outils sans tranchant.

dies Mittel oder Werkzeug eigentlich gehalten habe, weil er sie erst durch Versuche bestätigen zu können wünschte.

Fast aber scheint es mir, daß Plinius unter dem, was er schlechthin *ferrum* nennt, die Art von kleinen Sägen, welche man Bolzzeiger und Spitzzeiger nennt, und unter dem *ferro retuso* die Rundperl, oder die Bouterolle, verstehe. Von dieser letztern giebt Mariette folgende Beschreibung *): d'autres (outils) en plus grand nombre ont une petite tête exactement ronde, comme un bouton; on les nomme *Bouterolles*. Ce bouton dans quelques-uns est coupé par la moitié, & devient par ce moyen tranchant sur ses bords; tantôt il présente une tête convexe, & tantôt une tête plate: on peut appeller ces outils *Demironds*. Le bouton qui termine ceux qu'on nomme *plats*, ne se peut mieux comparer qu'à une petite meule, & ceux qui ont le nom de *Charnières*, ont pour petite tête une manière de virole, ou emporte-pièce. De tous ces outils ce sont ceux dont le graveur fait le moins d'usage; ils ne sont propres qu'à enlever de grandes pièces, ou *à percer une*

*) Principes de l'architecture, L. II, c. 8.

pierre. Mr. *Felibien*, qui a écrit, qu'on faisoit cette dernière opération avec un Diamant serti au bout d'une petite pointe de fer, ne faisoit pas attention qu'on risquoit avec un pareil instrument d'éclater une pierre, ce qui n'arrive point en se servant d'une charnière. Il y a encore des outils, qui se terminent *en une pointe mousse*, & de toutes ces différentes espèces le graveur en fait tourner, ou les tourne lui-même de divers calibres, pour les employer suivant que demande la nature de l'ouvrage.

XVI.

Zum neun und zwanzigsten Briefe.

S. 225.

Sehr richtig unterscheidet Lessing die Torneutik der Alten von ihrer Toreutik. Jenes war ihre Drechslerkunst, dieses ihre erhobene Arbeit in Silber und andern Metallen vermittelst des Formens und Gießens. Und so sind auch die beyden Zeitwörter τορνευειν und τορευειν verschieden, indem jenes *tornare*, dieses hingegen *caelare* bedeutet. Diesen Unterschied hat schon Salmasius *) umständlich zu erörtern gesucht. Weit bestimmter und befridigender aber hat Herr Hofrath Heyne **) den wahren Begriff der Toreutik der Alten, insonderheit beym Plinius, entwickelt, und zugleich

*) In *C. Julii Solini* Polyhistora, ed. Traj. p. 735 — 738.

**) Sammlung antiquarischer Aufsätze, St. II, S. 127. f.

zugleich gezeigt, daß τορευειν mit der Arbeit des Schnitzens, und noch weniger des Eingrabens, nichts gemein habe; daß es nur vom Metall, und zwar vom Formen und Gießen desselben, gebraucht werde; und, da es nur erhobene Arbeit anzeige, sich dabey, ohne nähern Grund, auf kein Stechen und Graben denken lasse.

Bey der Steinschneidekunst scheint also die Torneutik und der Gebrauch des Dreheisens von den Alten nicht angewendet worden zu seyn; und doch scheint Lessing dies geglaubt zu haben, wiewohl er sich über die, seiner Meinung nach nur den Alten bekannte Anwendungsart dieser Kunst, über das, was er ein gewisses ἀντιστροφον derselben nennt, nicht deutlich genug erklärt hat. Die Stelle beym Plinius *), wo er lapides albos *tornis* duriores quam Parios erwähnt, kann er dabey wohl nicht in Gedanken gehabt haben, weil dort die Rede von Marmorarten und versteinerten Knochen ist. Herrn Heyne'ns Vermuthung ist sehr wahrscheinlich, daß Plinius hier das Wort *tornus* für einen Meißel gebraucht habe. Eher noch möchte Lessing, der bey dieser Gelegenheit den Sal-

*) L. XXXVI, c. 18.

masius anführt, welcher die Bewirkung gewisser Dinge der Torneutik schlechterdings abspreche, das im Sinne haben, was dieser Gelehrte, als sehr uneigentlich und mißbrauchsweise gesagt, aus der Paraphrase des Dionysius vom Festus Avienus anführt:

— — his glauca dehinc tornatur jaspis.

Aber Salmasius zeigt, daß dies im Griechischen nicht stehe, wo nur von der Politur des Jaspis die Rede ist.

Vorher führt er die Stelle beym Virgil an *):

— — — — pocula ponam
Fagina, caelatum divini opus Alcimedontis,
Lenta quibus *torno* facili superaddita vitis
Diffusos hedera vestit pallente corymbos.

Und sagt darüber: Profecto vix ac ne vix quidem fieri potest; hoc enim τῶν ἀδυνάτων, ut vitis & hederae corymbi in poculo per tornum exprimi queant, vel imprimi. Er zeigt, daß in der Stelle des Theokrit, die Virgil hier wahrscheinlich vor Augen hatte, γλύφανον stehe, welches *caelum*, nicht *tornus* bedeute. Aber auch hier

*) Bucol. Ecl. III, v. 38.

könnte man annehmen, daß *tornus* für *caelum*, den Meißel oder das Schnitzmesser gebraucht sey, womit die Figuren erhoben geschnitzt werden *).

Daß übrigens die Alten die Kunst des Drechselns, die Torneutik, sehr weit gebracht, und besonders auch in Glasarbeiten ausgeübt haben, ist anderweitig bekannt **).

*) Vergl. Heyne'ns Samml. antiquar. Aufs. St. II, S. 145.

**) S. *Caylus* Récueil d'Antiquités, T. II, p. 356. f.

XVII. a.

Zum zwey und dreyßigsten Briefe.

S. 240.

— —

Immer wird die völlige Entscheidung der Frage: ob sich die alten Steinschneider des Diamantpulvers bey ihrer Arbeit bedient haben, sehr schwer, wo nicht ganz unmöglich, fallen. Denn es giebt bey den Schriftstellern über diese Materie kein ausdrückliches Zeugniß weder dafür noch dawider; und aus der Wirkung läßt sich hier nicht auf die Ursache zurückschließen, weil es mehrerley Ursachen dieser Wirkung geben konnte. In den beyden Stellen des Plinius, auf die sich Goguet beruft, liegt gewiß kein Beweis; die erstere versteht auch Mariette von den Diamantsplittern. Aber eben dieser Schriftsteller, der den Mechanismus des Steinschneidens so genau und umständlich beschreibt, erinnert doch auch, daß dies Pulver zu den verschiedenen Zwecken der Arbeit nicht immer

von gleicher Feinheit seyn darf. Er sagt *): Car aucun outil ne mord sur une pierre fine, qu'autant qu'il est bien abreuvé de la poudre de Diamant: c'est cette poudre qui fait tout le travail. Celle qui n'est que *grossièrement écrasée*, est excellente pour les ébauches: elle mange, elle dévore, pour ainsi dire, tout ce qui se présente devant elle; mais s'agit-il de finir, faut-il opérer avec plus de précaution: on ne doit plus employer que de la poudre de Diamant très fine; elle ne peut, pour cet usage, être pilée assez fin dans un mortier. Jene gröbere Art des Diamantstaubes, jene tam parvae crustae, ut cerni vix possint, könnten also vielleicht den Alten bekannt, und zu diesem Gebrauche angewendet worden seyn; nur scheint immer das: ferro includuntur beym Plinius, dieser Voraussetzung entgegen zu stehen.

Auch Mariette setzt gleich nach der eben angeführten Stelle hinzu: Au défaut de Diamant on pourroit se servir de Rubis ou d'autres pierres orientales, réduites en poudre; mais comme il s'en faut beaucoup que cette dernière poudre ait

*) Tr. des P. gr. T. I, p. 202.

la même activité que celle de Diamant, le besoin seul la doit faire admettre. Und, in Ansehung des Schmirgels: L'Emeril dont quelques Artistes se servent par oeconomie, n'est bon tout au plus que dans les ébauches, & pour former de grandes masses; par - tout ailleurs il est d'un fort mauvais usage; il fait trop de boue; le graveur ne voit point ce qu'il fait.

Auf einem kleinen Zettel hat sich Lessing noch folgende beyde Gründe angemerkt, die ihm zu beweisen schienen, daß die Alten die Kraft des Diamantstaubes nicht gekannt haben:

1. Weil Plinius nur von einer einzigen Art des Diamants, und nur von der, welche Diamant mehr heißt als ist, sagt, daß sie mit einem andern Diamante durchbohrt werden könne; die andern könnten nur durch Bocksblut überwältigt werden *).

2. Weil er nicht allein von diesen andern, sondern auch von noch mehr Edelsteinen sagt, daß sie

*) Nehmlich von dem Siderites. L. XXXVII, c. 4.

sich durchaus nicht schneiden lassen; z. B. von den saittischen und ägyptischen Smaragden, quorum duritia tanta est, ut nequeat vulnerari *).

*) Man vergleiche Herrn Hofrath Beckmann's Beyträge zur Geschichte der Erfindungen, III. 4. S. 341.

XVII. b.

Zum neun und dreyßigsten Briefe.

S. 297.

Die auf der 77sten Tafel im dritten Bande des *Museum Florentinum* abgebildete knieende Statue glaubt Gori deswegen für einen römischen Miles Veles nehmen zu dürfen, weil diese Art von Kriegern eine leichte Rüstung, einen Spieß, einen vom Gürtel herabhangenden Degen, und einen ausgehöhlten Schild am linken Arme trugen. Daß er auf dem linken Knie ruht, findet Gori selbst befremdend, und sagt *): Cur vero sinistro genu flexo eum sculpserit statuarius, incompertum mihi est. Difficultate operis majorem spectatorum gratiam inire voluisse arttficem arbitror; conjecturae facem praeferente Quinctiliano, qui haec de statuariis & pictoribus notat **): *Expedit saepe mu-*

*) Mus. Florent. Vol. III. p. 77.

**) De Instit. Orat. L. II. c. 13.

tare ex illo constituto traditoque ordine aliqua; et interdum decet, ut in statuis atque picturis videmus, variari habitus, vultus, status. Nam recti quidem corporis vel minima gratia est. Nempe enim adversa sit facies, et dimissa brachia, et juncti pedes, et a summis ad ima rigens opus: flexus ille, et, ut sic dixerim, motus, dat actum quendam effictis. Diese sehr wahre Bemerkung Quintilians ist hier nun freylich sehr unschicklich angewendet. Der römische Kunstrichter redet offenbar von der vortheilhaften Wirkung, welche die Abänderung und Mannichfaltigkeit der Stellungen und Geberdungen der Figuren in der Kunst thun. Hier aber wäre diese Abweichung von dem, was Natur und Kunst gemeinschaftlich fordern, übel angewandt; und es muß denn wohl irgend ein anderer Grund den Künstler zu der Wahl jener Stellung bestimmt haben. Herr Hofrath Heyne verweist bey Gelegenheit dieser Statue auf eine Gemme in eben der großherzoglichen Sammlung, die mit jener viel Aehnliches hat*). Hier aber beugt der Krieger sein rechtes Knie zur Erde, und stemmt das linke empor.

*) T. II, tab. 67. n. 4. S. Heyne'ns antiquarische Aufsätze, St. II, S. 247.

Die Anmerkung, daß die Bekleidung und die Aussicht dieses Kriegers eher einen ausländischen Soldaten, als einen Römer, zu erkennen gebe, hat, wie Herr Heyne erinnert, auch Bianchi *) gemacht. Jener setzt hinzu, daß es zu verwundern wäre, wenn das Stück, so wie es ist, bey so hervorspringenden Theilen, sich hätte erhalten können; er fürchte also sehr, der gemeine Kopf, und der wunderliche Schild, (*scutum imbricatum*) sey das Werk einer neuern Hand. Und der hier abgebildete, in Falten gekrümmte Schild gehört nicht sowohl zu den δερματινοις θυρεοις, die Suidas den Karthaginensern beylegt, als zu denen, von welchen Dio Kassius redet, wenn er bey der römischen *testudo* die *clypeos* und *scuta* unterscheidet, ob er gleich das Wort ἀσπιδες für beyde braucht, und denen Kriegern, welche jene führten, τȣς ἀσπισι ταις κοιλαις ταις σωληνοειδεσι χρωμενȣς, d. i. solche, die sich hohler kanalförmiger Schilde bedienten, entgegen setzet **).

*) Ragguaglio delle Antichità della Galleria Mediceo-Imperiale, p. 92, n. 105.

**) S. *Lips.* de Milit. Rom. p. 103. 108.

XVIII.

Zum vierzigsten Briefe.

S. 306.

Einigen Lesern ist es vielleicht nicht unangenehm, wenn ich die Stelle des Paschalius hier ganz hersetze, die von Lessing am Schluß dieses Briefes nur nachgewiesen wird;

Ac sensim natum est hoc artificium nectendi corollas & coronas pulchriores & operosiores, quod a Sicyoniis manasse Plinius est autor *): *Hi dicuntur accendisse odores & colores ex ingenio Pausiae pictoris & Glycerae coronariae dilectae admodum illi.* Nempe haec στεφανηπλόκος hunc pictorem sedula provocabat ad varianda opera sua; dum ipsa artifici pulcherrimos naturae foetus undique conquisitos ostentat. Artifex hinc acuit ingenium, & artem intendit; dum certant res & simulacrum, exemplar & exemplum; dum is una cum coloribus ipsos prope dixerim odores arte comprehendit. De hac Glycera, deque hoc ipso

*) L. XXI. c. 2.

Pausia pictore, qui esset amator ejus, haec tradit hic ipse Plinius *): *Amavit in iuventa Glyceram, municipem suam, inventricem coronarum; certandoque imitatione ejus, ad numerosissimam florum varietatem perduxit artem illam. Postremo pinxit illam sedentem cum corona. Quae e nobilissimis ejus tabula appellata est Stephanoplocos, ab aliis Stephanopolis; quoniam Glycera venditando coronas sustentaverat paupertatem.* Ergo hujus imitatione prodierunt aliae στεφανοπώλιδες, sertorum, seu corollarum & coronarum venditrices, eaedemque opifices, qualem Horatius Europam nominat **):

Nuper in pratis studiosa florum, et
Debitae nymphis opifex coronae
Nocte sublustri nihil astra praeter
Vidit & undas.

Und in der Folge setzt er hinzu: Ad harum exemplum dicuntur fuisse *compositores gemmarum*, quales nominantur a Plinio. Nostri has mulieres coronarias dixerunt.

*) L. XXXV. c. 11.

**) L. III. Od. 27 v. 29.

XIX.

Zum fünf und vierzigsten Briefe.

Th. II, S. 18.

Es scheint, daß Herr Hofrath Beckmann, der in seinen schätzbaren Beyträgen zur Geschichte der Erfindungen *), bey Gelegenheit der Spiegel, auch von dem Smaragd des Nero redet, sich an das, was Lessing hier darüber untersucht, nicht erinnert hat. Ich will die ganze Stelle hier mittheilen, ob sie gleich in der Voraussetzung, daß Nero kurzsichtig, und daß sein Smaragd ein Spiegel gewesen sey, ganz von den Lessingischen Behauptungen abweicht:

„Cary **) behauptet, Nero sey kurzsichtig, und sein Smaragd wie ein Hohlglas gebildet gewesen.

*) B. III, St. 4, S. 295.

**) In den Saggi di Differtt. Academ. della Academ. di Cortona, T. VII. p. 19, steht von ihm eine Abh. Sopra gli specchi degli Antichi, aus dem Französischen übersetzt.

Ersteres meldet Plinius ausdrücklich *); aber letzteres, wiewohl es auch Abat **) nicht unwahrscheinlich findet, wird mir schwer zu glauben, weil zu viel Zwang dazu gehört, des Plinius Worte so zu deuten, die sich viel besser anders auslegen lassen. Da man bey den Alten von diesem herrlichen Mittel für Kurzsichtige sonst keine Nachricht findet; so müßte man bey jener Erklärung annehmen, daß dieser Gebrauch des Hohlsmaragds zufällig bemerkt worden, und daß man deswegen keinen Versuch gemacht habe, anderes natürliches oder künstliches Glas zu gleichem Gebrauche eben so zu bilden, weil man in dem Wahn gestanden habe, diese Eigenschaft sey dem Smaragd allein eigen, dem damals allgemein eine besondere Stärkung der Augen zugeschrieben ward. Viel wahr-

*) In der auch von Lessing angeführten, aber vom Gegentheil erklärten, Stelle: Neroni, nisi cum conniveret, ad prope admota (oculi) hebetes. Dies Blinzen bey Gegenständen in der Nähe ist doch wohl nie Kurzsichtigen eigen.

**) Diesen Aufsatz des Abat findet man übersetzt im neuen Hamburg. Magazin, B. I, S. 568.

scheinlicher ist mir die Auslegung des Italiäners, die auch Abat nicht ganz verwirft, daß nehmlich der Smaragd eine gerade polirte Fläche gehabt, und dem Nero wie ein Spiegel gedient hat *). So scheinen auch Isidor und Marbodäus den Plinius verstanden zu haben **). Hierwider läßt sich einwenden, daß ächte Smaragde zu klein sind, um Spiegel abgeben zu können. Aber die Alten reden von so großen und auch von so künstlichen

*) *Academia di Cortona*, VII, p. 34: La sostanza è, che secondo il racconto di Plinio, lo specchio usato da Nerone non era nè concavo, nè occhialino, mà specchio grande e lontano dell' occhio, e posto obliquamente sul terrazino e finestra. — — Dunque lo smeraldo usato da Nerone era di corpe, o mole estesa grande e piana, e collocavasi supino o sia inclinato, perchè vi si imprimessero e riflettessero le imagini, come negli altri specchi, e perciò non si è fondamento alcuno per crederlo occhialino. Almeno Plinio dice il contrario.

**) *Orig.* XVI, 7: cujus corpus si extensum fuerit, sicut speculum, ita imagines reddit. Quippe Nero Caesar gladiatorum pugnas in smaragdo spectabat. (Dies *in* ist hier aber eingeschoben. Im Plinius steht bloß *spectabat smaragdo*.)

Smaragden *), daß man gewiß annehmen darf, sie haben auch grünen Flußspat und grüne glasichte Lava, oder den so genannten grünen isländischen Achat, grünen Jaspis, auch gut grün gefärbtes Glas dahin gerechnet. Hat man doch das grüne Glas im Kloster Reichenau, welches einen Schuh lang, 7 Zoll breit, 3 Zoll dick ist, und 28 3/4 Pfund wiegt **), imgleichen das große Gefäß in Genua, was noch dazu voll Blasen ist ***), bis auf unsere Zeit für Smaragd ausgeben mögen." —

Dies alles zugegeben, und sogar angenommen, daß hier vielleicht nicht der Edelstein, sondern die Marmorart, die *Smaragdites* heißt, gemeint sey; so läßt sichs doch nicht wohl denken, daß Nero lieber nur den Widerschein, als den Anblick der Fechter-

*) Goguet, vom Ursp. der Gesetze rc. B. II, S. 111. *Fabricii* B. Gr. Vol. I, p. 70.

**) Keyßlers Reisen, I. S. 17. Andreä Briefe aus der Schweiz, S. 47; und ebendaselbst Herrn von Beroldingen Urtheil über diesen Smaragd.

***) Keyßler, I. S. 441. Mercure de France, Août, 1757, p. 149.

Fechterspiele selbst habe sehen wollen. Auch würde zu solch einem Spiegel eine eigene Vorhaltung oder Vorrichtung nöthig gewesen seyn, die Plinius schwerlich unerwähnt gelassen hätte. Sehr willkührlich nimmt der unten angeführte italiänische Gelehrte an, daß dieser vermeinte Spiegel schräge auf die Erde, oder in eine Fensteröffnung sey gestellt worden.

XX.
Zum fünf und vierzigsten Briefe.
S. 25.

Mit dem, was hier über den Grad der Kenntniß der Vergrößerungsgläser bey den Alten, und über ihre Vorstellungen von der Wirkungsart derselben gesagt wird, stimmen folgende Bemerkungen des Dr. Priestley überein *):

„Den Alten war die vergrößernde Kraft durchsichtiger Körper von gewisser Figur nicht unbekannt, ob sie gleich sehr weit davon entfernt waren, daß sie die Ursache eingesehen hätten. Seneca führt an **), daß kleine und dunkle Buchsta-

*) Geschichte und gegenwärtiger Zustand der Optik, übersetzt und vermehrt vom Hrn. Prof. Klügel, B. 1. S. 5.

**) *Natural. Quaest.* L. I. c. 6 Dixi modo, fieri specula, quae multiplicent omne corpus, quod imitantur. Illud adjiciam, omnia per aquam videntibus longe esse majora. Literae quamvis minutae & obscurae, per vitream

ben durch eine gläserne, mit Wasser gefüllte Kugel größer und heller aussehen; auch, daß Aepfel, die in einem solchen Gefäße schwimmen, weit schöner, als sonst, erscheinen."

„Sollte ich mich noch nicht hinlänglich gerechtfertigt haben, daß ich dem Leser so wenig von den optischen Kenntnissen der Alten vorlege, so zweifle ich nicht, daß ich es völlig thun werde, wenn ich ihm die Ursache erzähle, die Seneca von der vergrößernden Kraft seiner Glaskugel giebt. Sie ist diese: der Gesichtsstrahl gleitet in dem Wasser ab, und kann den Gegenstand nicht fest halten: acies nostra in humido labitur, nec apprehendere, quod vult, fideliter potest."

Bald hernach setzt Priestley hinzu: „Die alten Steinschneider sollen sich gläserner, mit Wasser gefüllter, Kugeln bedient haben, um sich die Figuren zu vergrößern, und feiner arbeiten zu können. Natter erzählt dies in einem Buche, das er über diese Materie geschrieben hat."

Natter aber ist weit entfernt, dies zu erzählen; er vermuthet es nur. Denn auf welches

pilam majores clarioresque cernuntur. Poma formosiora, quam sint, videntur, si innatant vitro.

Zeugniß hätte er sich berufen können? In der Vorrede nehmlich sagt er: Comme cet art est trop difficile pour qu'il puisse rien sortir d'achevé de la main d'un jeune homme, & que lorsqu'on est parvenu à l'âge le plus propre pour y exceller, la vüe commence à s'affoiblir; *il y a beaucoup d'apparence*, que les anciens Artistes ont eu recours comme nous à quelque lunette ou microscope, pour suppléer à ce défaut & faciliter leur travail. Die Art, wie sie sich diese Erleichterung bewirkt haben, läßt Natter, wie man sieht, unbestimmt; und von gläsernen Kugeln mit Wasser gefüllt, ist bey ihm die Rede nicht. Wenigstens habe ich in seinem ganzen Buche keine hierher gehörige Stelle, außer der eben angeführten, auffinden können. Eben so wenig erwähnt auch Mariette etwas von der Art, selbst da nicht, wo er alle Werkzeuge und Geräthe, und das ganze Verfahren des Steinschneiders umständlich beschreibt. Diesem dienen auch die Vergrößerungsgläser wohl mehr nur, um den Fortgang und Erfolg seiner Arbeit von Zeit zu Zeit zu prüfen, als sich während der Arbeit selbst die Gegenstände dadurch in die Augen fallender zu machen.

So viel ich weiß, giebt es aus dem Alterthum keine Dioptrik, außer die des Hero von Alexandrien, der ungefähr anderthalb Jahrhunderte vor C. G. lebte, und von dessen Katoptrik Heliodor von Larissa ein Fragment aufbehalten hat. Seine Dioptrik ist, nach Lambeck's Zeugnisse, handschriftlich in der kaiserlichen Bibliothek zu Wien vorhanden, und besteht aus einigen dreyßig Blättern in Quart *). Vermuthlich dachte Lippert hieran, wenn er in der oben S. 19. ausgezogenen Stelle seiner Vorrede sagt: daß die Dioptrik bey den Alten im Gange gewesen sey, finde er nicht, oder doch nur eine kleine Muthmaßung. — Daß aber die Alten eine eigene Wissenschaft unter dem Namen der Anaklastik gehabt hätten, davon finde auch ich nicht die mindeste Spur.

*) S. *Heilbronneri* Hist. Mathes. univers. p. 282.

XXI.

Zum sechs und vierzigsten Briefe.

S. 45.

Vor dem von Lessing nach dem Plinius bemerkten Betruge bey den vorgeblichen Cameen von mehrern über einander liegenden Schichten warnt auch Mariette *). Les pierres gravées de relief, sagt er, sont celles qui offrent plus fréquemment des occasions de faire de ces restaurations. Je l'ai déja dit, il est rare d'en trouver de bien entières; mais il ne l'est pas moins d'en rencontrer qui remplissent toutes les conditions qu'exige un Camée parfait. Une des principales, c'est que les couleurs soient distinctes; que celle qui peint un objet, ne s'étende point sur l'objet voisin, & qu'il n'y ait dans cette distribution des couleurs aucune confusion. Il faut de plus s'assurer, si la couleur qui sert de fond, est véritable-

*) *Traité des pierres gravées*, T. I. p. 98.

ment celle de l'Agathe. Il se fait sur cela bien de supercheries. J'ai vû des Camées dont le champ étoit peint artificiellement, & d'autres qui étant considérablement amincis, n'avoient de couleur, que celle que la feuille, qui étoit appliquée dessous, leur donnoit: & quiconque n'en est pas prévenu, peut aisément s'y laisser surprendre, d'autant plus que cette couleur artificielle est ordinairement mise avec beaucoup d'art. D'autrefois les parties de relief du Camée ont été enlevées de dessus leur fond, cernées exactement tout autour, & cellées sur un nouveau fond d'Agathe; & c'est de cet façon qu'ont été rétablis, même anciennement, quantité de Camées, qui étoient écornés, & qui par-là ont beaucoup perdu de leur prix. Il est aisé de discerner les Camées ainsi restaurés, lors même qu'ils l'ont été avec le plus de soin. Car dans les Camées qui sont purs & entiers, le fond est toujours un peu inégal & un peu ondé, il n'est pas possible de l'unir davantage à l'outil; dans les autres au contraire ce même fond est très lisse, & extrêmement bien dressé, parce que l'Agathe sur laquelle on a rapporté le relief, a passé auparavant sur la roue du Lapidaire.

XXII.

Zum sieben und vierzigsten Briefe.

S. 71.

Obgleich Mariette *) allen erhaben oder im Relief geschnittenen Steinen den Namen der Cameen giebt; so schränkt doch auch er bald hernach diese Benennung vorzüglich auf diejenigen Steine ein, welche mehrere Farbenschichten haben. Car les Camées, sagt er, se font avec des Agathes, & si le graveur sçait profiter des différentes nuances, ainsi que des couleurs accidentelles qui sont presque toujours répandues sur ces pierres fines, il peut en faire des applications heureuses, & faire paroître la sculpture embellie de couleurs qui sembloient réservées à la peinture. C'est ce qui a été pratiqué plus d'une fois par d'excellens graveurs.

Lessing's Herleitung der Wörter *Camée* und *camayeux* aus der Zusammenziehung der beyden

*) p. 31.

Wörter *gemma onychia*, ist, fürcht' ich, mehr sinnreich, als wahr. Die Wörter, *camaeus*, *camahutus* und *camahelus*, von dergleichen Steinen gebraucht, kommen, wie du Fresne und Adelung bemerken, und jener mit Beyspielen belegt, schon im dreyzehnten und vierzehnten Jahrhunderte vor.

Ohne hier noch mehrere, als die von Lessing angeführten, Vermuthungen Anderer, über die Herstammung dieses Wortes, herzusetzen, gedenke ich nur derjenigen, die Herr Leibmedikus Brückmann *) hat, und die mir von allen die meiste Wahrscheinlichkeit für sich zu haben scheint. Ich gebe sie hier mit seinen eigenen Worten:

„Der Graf Caylus **) behauptet, daß auch die Alten bereits in verschiedene Arten von Schnecken und Muscheln ihre Cameen geschnitten haben. Es mag dieses nun seine Richtigkeit haben oder nicht, so hat es mich doch auf die Gedanken gebracht, ob nicht das Wort *cameo* oder *camée* von *chama*, welches eine bekannte Art Muscheln

*) Beyträge zu der Abhandlung von Edelsteinen, S. 153.

**) Récueil d'Antiquités, T. I, p. 26.

bedeutet, am richtigsten abzuleiten sey *). Einige schreiben statt *cameo*, *chameo* oder *chamaeo*; und es ist bekannt, daß man nicht selten die Muscheln, die die Alten und Neuern *chamas* nennen, erhaben geschnitten antrifft. Dergleichen geschnittene Muscheln und Schnecken, am mehresten deren Abschnitte oder Stücke, gleichen wegen ihrer abwechselnden rothen, grauen, bläulichen, schwärzlichen, braunen und gelblichen Farben, den verschiedenen mit andern Steinen verbundenen Onyxarten oft so sehr, daß man dann und wann Mühe hat, solch eine geschnittene Muschel- oder Schneckenschale, wenn sie als ein Ringstein, oder sonst, geschnitten und polirt ist, von einem ächten geschnittenen Onyx zu unterscheiden; so, daß man oft den besten Schiedsrichter, die Feile, zu Hülfe nehmen muß. Es ist bekannt, daß man dergleichen Muschel- und Schneckenarten jederzeit erhaben geschnitten antrifft; und es ist mir daher sehr wahrscheinlich, daß nachher auch die erhaben geschnittenen Onyx-

*) Die deutsche Benennung ist Gienmuschel. Man vergl. Schmiedlin's Catholikon, B. II, S. 46, wo camées durch Ringe aus Gienmuscheln, mit ausgeschnittenen oder eingegrabenen Figuren, erklärt werden. E.

arten und andere Steine *chamaei*, *chamées* oder *camei* und *camées*, sind genannt worden. Die Franzosen pflegen fast jederzeit, wenn von diesen Muscheln die Rede ist, *camé* statt *chama* zu schreiben." u. s. f.

Eben diese, hier so einfach und anmaßungslos vorgetragene Vermuthung hat unlängst ein Ungenannter *) als ganz neu und unerhört, und mit einem bis zur Abgeschmacktheit gekünstelten und verschwendeten Wortaufwande, wieder vorgetragen. Ihn veranlaßte dazu die schon von Brydone gegebene, auch von Herrn Brückmann erwähnte Nachricht, die er in Houer's malerischer Reise nach Sicilien fand, daß zu Trapani in Sicilien dergleichen in der Nähe gefundene Muscheln vorzüglich geschickt, erhaben geschnittenen Steinen gleich, verarbeitet werden. Vielleicht also, daß man ähnlichen Arbeiten in Steinen schon deswegen den Namen der Muscheln selbst gab, noch ehe man die Muscheln künstlich bearbeitete **); weil

*) Meusel's Museum für Künstler und für Kunstliebhaber, St. XIII und XIV.

**) Ueber diese Arbeit vergl. *Mariette* Tr. d. p. g. T. I. p. 91. f. 189. Lorsqu'on veut rendre le travail des camées, on a recours à de peti-

dazu schon die zwey abstechenden Farben dieser letztern Anlaß geben konnten. Und dies würde denn auch mit Lessing's Behauptung zusammenstimmen, daß nicht in der erhobenen Arbeit, sondern in der Verschiedenheit der Farbenschichten, der wesentliche Charakter der Cameen zu suchen sey.

Es käme nur noch darauf an, den ältesten Nachrichten von dieser Art Muscheln und dem ersten Gebrauch ihres Namens auf die Spur zu kommen, um zu sehen, ob dieser letztere früh genug da gewesen sey, um die anologische Benennung der ihnen ähnlichen Edelsteine zu veranlassen.

XXIII.

Zum acht und vierzigsten Briefe.

S. 77.

Ueber den Sardonyx vergleiche man die Bemerkungen des Herrn Leibmedikus Brückmann *),

tes coquilles de mer appellées Porcelaines, ou à celles qui portent le nom de *Chames:* ces dernières sont du genre de Bivalves.

*) Abh. von Edelsteinen, S. 214. Beytr. S. 18, 152.

um zu sehen, wie abweichend die Angaben seiner Charaktere nicht nur der Neuern von den Alten, sondern auch jener von einander sind. Desto verzeihlicher war es, wenn Winkelmann diese Benennung brauchte, ohne dabey die Beschreibung des Plinius in Gedanken zu haben, die auf den jetzigen Sprachgebrauch ohnehin nicht ganz zutrifft. Das Braune und Bräunliche des Steins veranlaßte ihn vielleicht zur Wahl dieser Benennung Auch Mariette *) sagt: Si c'est le rouge qui fait le fond de l'Agathe - Onyx, c'est alors une Cornaline - Onyx; & c'est une *Sardoine-Onyx*, lorsque le champ en est jaunâtre, ou encore plutôt fauve. Diesen Unterschied übrigens mißbilligt Herr Brückmann, weil die Alten das Wort Carneol nicht brauchten, und ihr Sarder mit demselben einerley war. Mariette hatte hier aber wohl nur den neuern Sprachgebrauch im Sinne.

*) p. 184.

XXIV.

Zum acht und vierzigsten Briefe.

S. 79.

Von dem Mockhasteine, s. Brückmanns Abh. S. 193, und Beytr. S. 142. — Gori war noch eher zu entschuldigen, als Klotz, wenn er im Lateinischen *moco* als die Benennung dieses Steins setzte, da ihn die Italiäner *moccho* nennen. Auch redete er von dem orientalischen Dendrachat, der diesen besondern Namen führt, und drückte sich also bestimmter aus, als wenn er den Namen der Gattung gewählt hätte.

XXV.

Zum neun und vierzigsten Briefe.

S. 81.

Umständlicher sehe man hierüber Lessings Kollektaneen, Th. I, S. 405 und 486.

XXVI.

Zum neun und vierzigsten Briefe.

S. 88.

Wenn es mit der von du Fresne *) angeführten, aber nicht näher nachgewiesenen Stelle im Albertus Magnus seine Richtigkeit hat; so kann weder in dieser, die Stella schwerlich im Sinne hatte, *opalus* für *orphanus* gelesen werden, noch auch in der andern, von ihm gemeinten, die Vermuthung der unrichtigen Lesart gegründet seyn. Der Artikel beym du Fresne ist folgender: *OR-PHANUS, Lapis pretiosus*, inquit Albertus Magnus, *qui in corona Imperatoris, non unquam alibi, visus est, propter quod* Orphanus *vocatur. Est autem in colore quasi vinosus, subtilem habens vinositatem, et hic est sicut ad candidum nimis micans penetraret in rubeum clarum vinosum, et sit superatus ab ipso, et traditur quod aliquando in*

*) *Glossar. ad Script. med. et inf. Latin.* v. *Orphanus.*

nocte fulsit: sed nunc tempore nostro non micat in tenebris. Meminit Nicephorus Bryennius lib. I. cap. 17. πολυθρυλλήτε μαργάρε, ὃν Ὀρφανὸν κατωνόμαζον, *Margariti illius decantati*, quod in clade Romani Diogenis in Turcorum potestatem venit: cujus pretium 90 millium aureorum fuisse ait El-Macinus in Historia Saracenica. — Sonach schiene *orphanus* eben das bedeutet zu haben, was die Franzosen bey den Brillanten einen *Solitaire* nennen; und hiervon ist denn wohl unstreitig das deutsche Wort Wayse oder Wehse eine Uebersetzung. Dies Wort scheint übrigens sehr selten vorzukommen, da es Schilter, Wachter, Haltaus und Scherz in ihren Glossarien gar nicht haben. Auch Herr Adelung hat diese Bedeutung desselben in seinem Wörterbuche ganz unberührt gelassen; und Frisch setzt es als ein eigenes Wort für sich. Ich erinnere nur noch, daß van Boot anmerkt *): man habe im Deutschen nicht jeden Opal, sondern eigentlich nur den, welchen die Italiäner *girasole* heißen, Wehse genannt; und diesen

*) S. 192 der lateinischen Ausg. von 1636, und S. 243 der französischen von 1644.

sen nimmt er mit *asteria* oder *astroites* für den nehmlichen Stein.

1.

Zu den aus Lessing's Papieren mitgetheilten kurzen Entwürfen der Fortsetzung dieser antiquarischen Briefe ließen sich der Zusätze eine Menge liefern. Aber ich würde hier theils dasjenige wiederholen müssen, was sich Lessing selbst schon in seinen Kollektaneen dazu gesammelt hatte, worauf er so oft in jenen Entwürfen verweiset, und die ich dabey oben schon, nach der gedruckten Ausgabe, nachgewiesen habe; theils halte ich es für besser, die Streitigkeiten, worauf sich diese Briefe beziehen sollten, jetzt nicht wieder zu erneuern, da sie zum Theil vergessen, und durch die Stimme des Publicums längst zu Lessing's Vortheil entschieden sind. Also nur noch ein Paar kurze Einnerungen.

Im vier und siebzigsten, und den beyden folgenden Briefen war Lessing Willens, sich mit dem Verfasser der literarischen Briefe, einem zweyten Verfechter von Klotz, einzulassen. Von

diesen Briefen sind zu Altenburg 1769 bis 1774 drey Pakete erschienen, die sehr vermischten Inhalts sind, und jetzt wohl größtentheils in Makulatur-Pakete verpackt seyn mögen. Ich lasse es dahin gestellt seyn, ob der Herr von Schirach — damals noch Herr Schirach *tout court* — ihr Verfasser sey, oder nicht. In Meusel's gelehrtem Deutschlande werden sie ihm wenigstens beygelegt. Die vier letzten Briefe des ersten Pakets betreffen den Streit zwischen Lessing und Klotz; und es ist freylich sonderbar genug, daß dieser Briefsteller denselben auf drey Hauptpunkte zurückführt: auf die Homerische Nachahmung bey den alten Künstlern — auf die Bildung der Furien — und auf die Frage von der Perspectiv der Alten. Es war mein Vorsatz, mich wider die in diesen Briefen gemachten neuen Vorwürfe in neue Erörterungen und Rechtfertigungen der Lessingischen Behauptungen einzulassen. Aber indem ich sie in dieser Absicht wieder durchlese, finde ich alles, des siegreichen und höhnischen Tons ungeachtet, so oberflächlich und so leicht widerlegbar, daß ich es für reinen Zeitverlust halten würde, mich dieser Mühe zu unterziehen.

2.

In dem neun uud sechzigsten Briefe wollte Lessing von seinen zwey noch nicht bekannten Steinen, mit EP und ANTHPOΣ bezeichnet, reden.

Die beyden erstern griechischen Buchstaben stehen auf der Figur eines Stiers, in einen Chalcedon oder weißen Karneol geschnitten, die auch auf der zweyten Kupfertafel zu S. 304. des eilften Bandes dieser Sammlung abgebildet ist. Was Lessing darüber sagen wollte, hatte er sich, der Hauptsache nach, in seinen Kollektaneen angemerkt, die man darüber nachsehen kann *). Der Meinung, daß die Buchstaben römisch sind, und der Stein nach einer Münze von Epirus geschnitten sey, ist auch der Recensent der Kollektaneen in den Göttingischen Anzeigen **).

*) B. I, S. 278.

**) Vom Jahr 1791, St. 74. — In Herrn Raspe's sogleich anzuführendem Verzeichnisse steht dieser Stein unter der Klasse der Dionysischen Stiere, Nr. 1303.

Eben daselbst *) nahm sich Lessing vor, einen unbekannten Stein, mit der Inschrift Anteros, im dritten Theile der antiquarischen Briefe bekannt zu machen, und setzte einige Zweifel über die Deutung der auf diesem Steine befindlichen Figuren hinzu. Ich konnte damals nichts weiter darüber sagen, weil mir der Stein fremd war, den auch Lessing als noch unbekannt angab. Bald aber nach dem Abdrucke der Kollektaneen überraschte mich mein verehrungswürdiger Freund, Herr Leibmedikus Brückmann, mit der Vorzeigung der, in einen Ring gefaßten, Gemme selbst, die nach Lessing's Tode in seine Sammlung gekommen war. Und nicht lange hernach übersandte mir Herr Nicolai, da er mir den Antrag zu dieser neuen Ausgabe der antiquarischen Briefe machte, einen Abdruck der hier beygefügten Kupfertafel, die schon im Jahr 1769 zu dem dritten Theile dieser Briefe vorläufig gestochen war.

Man sieht hier zur Rechten vor einem Baume einen runden Altar, oder eine kleine Säule, wor-

*) A descriptive Catalogue of a general Collection of ancient and modern engraved Gems, *etc.* Lond. 1791, 2 Voll. 4. p. 94.

J. C. Krüger incidit Berol. [illegible]

auf ein Storch, oder ein Ibis, mit dem Einen Beine steht, indem er das andere mit ausgespreiteten Klauen über die Spitze eines auf der Erde empor stehenden Schwertes hält, um es, wie es scheint, zu schützen. Ueber dem Schwerte steht ein Stern. Weiter links ein Adler mit einem langen Stabe oder Spieße, auf dessen Spitze das steckt, worüber Lessing mit Recht zweifelhaft ist, was es eigentlich vorstellen solle. Ein Delphin ist es schwerlich; eher noch ein halb umgekehrter Helm, aus dem eine Schnecke hervorkriecht. Der Adler hat seinen Kopf hinter sich, dem Storche zu, gekehrt. Endlich noch linker Hand eine Säule, und auf derselben ein Krug, oder ein Opfergefäß, mit einer, dem Adler zugekehrten, Handhabe.

In Herrn Raspe's schätzbarem Verzeichnisse von Tassie's Pastensammlung findet sich dieser nehmliche Stein Nr. 1041, mit folgender Beschreibung: „Ein Adler, der in Einer seiner Klauen eine Lanze „hält, auf welcher eine Schnecke und eine Schlan„ge stecken. Auf der einen Seite ist eine Säule „mit einem Gefäß, und auf der andern ein ent„blößtes Schwert, ein Altar mit einem Storch, „und ein Baum. Unten, ANTHPΩ." — Auf der zwanzigsten Kupfertafel ist eine Abbildung die-

ses Steins befindlich, in der aber die Darstellung dessen, was auf dem Spieße steckt, ganz verfehlt ist, und einer Katze völlig ähnlich sieht. Aus dem Baume ist hier ein schwebender Zweig geworden. Uebrigens wird hier weder die Materie der Gemme, noch die Sammlung woraus sie genommen ist, angezeigt; die Paste wurde also vermuthlich nach einer andern Kopie verfertigt.

Die Vorfindung dieser abgebildeten Paste in der gedachten Sammlung brachte mich indeß natürlicher Weise auf die Vermuthung, daß diese Gemme doch wohl so ganz fremd und unbekannt nicht seyn möchte, und daß sie vielleicht schon in irgend einer durch Kupfertafeln und Beschreibungen erläuterten Sammlung befindlich sey. Glücklicher Weise fiel ich gleich auf diejenige, in der ich sie wirklich fand. Wegen des auf dieser Gemme befindlichen Sterns, schlug ich nehmlich den von Gori und Passeri herausgegebenen Thesaurus bestirnter Gemmen nach *), und fand die Abbildung der gegenwärtigen auf der 141sten Kupfertafel.

*) Thesaurus Gemmarum antiquarum Astriferarum; interprete *Joh. Bapt. Passerio;* cura & studio *Ant. Franc. Gorii.* Flor. 1750. 3 Vol. fol. min.

Sie hat die Ueberschrift: *Monstrum chimaericum*; und unten steht: *Ex Ectypo Musei V. C. Francisci Comm. Victorii.* Sie befand sich also, aber, wie es scheint, auch nur in einer Paste, in der Sammlung eben des Vettori, dem Lessing in seinen Kollektaneen einen so ausführlichen Artikel widmete, und dessen glyptographischen Abhandlung er einer so vorzüglichen Aufmerksamkeit würdigte.

Neugierig war ich nun auf die Erklärung des Passeri über die auf diesem Steine befindliche Vorstellung, ob mich gleich die von ihm gewählte Ueberschrift, *Monstrum chimaericum*, wenig Befriedigung hoffen ließ. Er sagt geradezu, daß diese Gemme unter die chimärischen Seltsamkeiten zu zählen sey, weil auf ihr ein Adler und der Vogel Ibis etwas thun, was über ihre Naturkräfte hinausgeht: galeam hastae subfixam, & gladium stringunt. Was auf dem Spieße steckt, konnte er schlechthin für einen Helm erklären; denn es hat auf der hier gegebenen Abbildung völlig die Gestalt eines Helms, an dem sich auch nichts Schneckenähnliches befindet, und der hier auch eine ganz verschiedene Lage hat. Am längsten verweilt er sich bey der Inschriftt Anteros, wovon hernach; und hält das Ganze für ein *amuletum amatorium*. Bey

der weit hergeholten Gelehrsamkeit, die er, nach der Sitte italiänischer Antiquare, zur Erläuterung der Figuren beybringt, mag ich mich nicht aufhalten. Es wird gerade nichts dadurch erläutert; und Passeri selbst erklärt am Ende alles für bloße Muthmaßungen, weil Gemmen dieser Art, die von den gewöhnlichen mythischen Grundsätzen abweichen, schwer zu erklären sind. Er schließt mit der sehr wahren Bemerkung: Latent etiam quandoque in hisce ſcalpturis meri artificum luſus atque joci, ſeu etiam ſcommata, quae olim nota, nunc penitus ignorantur: quod adnotaſſe non pigebit, ne in hisce operibus, adeo a communi veterum mente atque ſtilo recedentibus, operam proteramus.

Dieser guten Lehre will ich denn auch hier folgen, und Andern die Deutung des Subjects dieser Gemme gern überlassen. Nur noch ein Paar Worte über seine Inschrift.

In den Kollektaneen *) setzte Lessing zu dem Artikel Anteros: „Soll der Name eines alten Steinschneiders seyn." Und, wie sein Bruder, Herr Münzdirector Lessing, auf einem Abdrucke des hier beygefügten Kupfers aus einem Briefe von Hrn. Bode an Hrn. Nicolai anmerkt, wollte

*) Th. I, S. 74.

Lessing im dritten Theile seiner antiquarischen Briefe erweisen, daß es gar keinen solchen Künstler gegeben habe, und Αντηρως ganz etwas anders bedeute. Wenn er hingegen in einem von den hinterlassenen kleinern Fragmente artistischen Inhalts *) die Stelle aus dem Montfaucon anführt, worin derselbe bey einem andern mit diesem Namen bezeichneten Steine, zuerst vermuthet, es sey hier der Gott der Gegenliebe, Anteros, gemeint, und hernach die Meinung anderer anführt, daß es vielmehr der Name des Künstlers sey; so setzt er hinzu: „Und so ist es auch; denn Stosch führt einen „andern geschnittenen Stein mit diesem Worte an."

Dies letztere hat nun zwar nicht ganz seine Richtigkeit; denn Stosch **) gedenkt zwar eines ähnlichen Steins, setzt aber ausdrücklich hinzu, daß darauf gar kein Künstlername befindlich sey. So viel sieht man indeß, daß Lessing über diesen Umstand noch zweifelhaft war.

Passeri ist es gleichfalls ***); aber doch neigt er sich mehr zu der Meinung, daß hier der Gott Anteros gemeint sey, über den er nun allerley zu

*) S. Th. X. S. 82.

**) Gem. Ant. Col. n. IX. p. 10.

***) l. c. T. II. p. 173.

commentiren Gelegenheit findet. Ich selbst fand diese Vermuthung wahrscheinlich *); und sie wurde es mir noch mehr, als ich in Hrn. Raspe'ns Verzeichnisse ein Paar Gemmen mit dem Worte Eros bezeichnet fand, von dem es wohl noch zweifelhafter ist, ob dadurch ein Künstler zu verstehen sey. Was wäre nun natürlicher gewesen, als das Geschenk eines mit dem Namen des Gottes der Liebe bezeichneten Steins oder Ringes mit einem andern zu erwiedern, der den Namen des Gottes der Gegenliebe zur Inschrift gehabt hätte? Bey dem Steine des Stosch, dem Herkules Buphagus, ist hingegen die Inschrift ΑΝΤΕΡΩΤΟϹ, schon des Genitiv's wegen, eher für den Namen eines Künstlers zu nehmen, und vielleicht daraus nichts auf die Inschrift unsers Steins zu folgern **). Doch, ich wage nichts zu entscheiden.

*) Kollektaneen, Th. I. S. 337.

**) Aus der verfehlten Orthographie in αντηρως, die auf der andern Gemme richtig ist, läßt sich auch wohl nichts schließen. Man weiß, daß dergleichen Fehler auf alten Inschriften jeder Art nicht selten sind.

Zusätze
zu der
Abhandlung
vom
Alter der Oelmalerey.

Von dem Herausgeber.

I.

Wenn gleich der Nachtrag, den ich hier zu der im achten Theile dieser Sammlung befindlichen Abhandlung vom Alter der Oelmalerey liefere, mehr historisch als kritisch ausfallen, und die noch immer streitige Frage über die eigentliche Erfindung derselben zu keiner völligen Entscheidung bringen wird; so darf ich doch vermuthen, daß es den Lesern dieser Schriften angenehm seyn werde, die weitern Fortschritte dieser Untersuchung, die zum Theil durch die Lessingische Schrift veranlaßt wurden, übersehen zu können, und dadurch die Frage selbst ihrer Entscheidung wenigstens näher gebracht zu finden. Völlig entscheiden möchte sie sich wohl so leicht nicht lassen; und auch hier werden die ersten Anlässe und die vorbereitenden sowohl als die begleitenden Umstände dieser Erfindung, wie so mancher andern, wohl im Dunkeln bleiben. So viel aber wird am Ende aus allem erhellen, daß die Beymischung des Oels zur Bereitung der Farben weit früher bekannt gewesen ist, als man davon nicht zum bloßen Anstreichen,

sondern zur Verfertigung eigentlicher Kunstgemälde, und zur Bewirkung ihrer größern Vollkommenheit, Gebrauch machte. Die Einführung dieses letztern Gebrauchs dem Johann van Eyck abzusprechen, hat man immer noch zu wenig Grund. Die Gemeinmachung desselben scheint vielmehr ihm und seinem Zeitalter um so gewisser zu gehören, da dieses in der Geschichte der Malerey eine so merkwürdige Epoche macht, und sich erst von diesem Zeitalter die schnellen Fortschritte der Kunst, und die edelsten Arten ihrer Anwendung, anheben.

Die erste nähere Prüfung dieses Gegenstandes, wozu Lessings Schrift unmittelbar Gelegenheit gab, sind, so viel ich weiß des Herrn von Murr Beyträge zur Geschichte der Oelmalerey *). Gleich zu Anfange derselben gedenkt er der von Lessing entdeckten Handschrift des Theophilus Presbyter, den er aber nicht für einen deutschen Mönch, noch mit dem Tutilo im neunten Jahrhundert für Eine Person, sondern für einen Mönch von griechischer Herkunft hält, der in Italien sey ge-

*) In seinem Journal zur Kunstgeschichte und zur allgemeinen Literatur, Th. I. (Nürnberg 1775. 8.) S. 17. f.

boren und erzogen worden *). Auch hält Herr v. M. sich überzeugt, daß vor Johann van Eyck bereits in Italien Versuche, mit Oelfarben zu malen, gemacht worden, die man aber äußerst geheim gehalten habe. Man behaupte, daß in Neapel schon im Jahr 1300 mit Oel sey gemalt worden. Aus des Bernardo de' Domenici Lebensbeschreibungen der dortigen Maler, Bildhauer und Baukünstler führt er eine dahin gehörige Stelle an, worin dieser sich auf das Zeugniß einer Handschrift des Cavaliere Massimo Stanzioni beruft, und wo die Reise des Antonello von Messina nach Flandern zum Johann van Eyck, die Lessing bezweifelt, schlechthin geläugnet wird. Hierin aber geht Stanzioni, nach des Herrn v. M. Urtheile, zu weit; und es sind ihm — wie es scheint, mit Recht — alle die Maler verdächtig, die zu den Zeiten des Johann van Eyck lebten, und doch

*) Herr Breitkopf schrieb mir indeß vor einigen Jahren, er habe bey Gelegenheit seiner Untersuchungen vom Ursprunge der Holzschneiderey, dies Werk mit genutzt, und sich genauer um diesen Theophilus bekümmert. Hierbey glaube er so viele Merkmahle gefunden zu haben, daß Lessing's Meinung wohl ihre Richtigkeit habe.

vor ihm, oder wenigstens aus ihrer eigenen Erfahrung, die Oelmalerey gekannt haben sollen. Dies gilt sowohl vom Colantonio da Fiore in Neapel, als vom Lippo Dalmasio in Bologna. Vom Antonello da Messina, der zu Venedig zuerst mit Oelfarben gemalt haben soll, sagt nicht nur Vasari, sondern auch Ridolfi, der Graf Salvarolo, und Weyermann, daß er diese Kunst in Flandern von Johann van Eyck gelernt habe. Daß dem Antonello die von Lessing erwähnte Grabschrift wirklich gesetzt worden sey, leidet wohl keinen Zweifel; und vermuthlich hat sie Vasari, der oft in Venedig war, selbst abgeschrieben. Jetzt aber findet sie sich nicht mehr. Herr v. M. vermuthet, daß Antonello in San Cassiano begraben, und sein Grabmahl durch nachherige Veränderung der Kirche verschüttet sey. — Uebrigens ist die Ausgabe des Vasari von 1568 nicht, wie Lessing meint, die erste, die er selbst besorgte; sondern diese erschien schon im Jahr 1550 in zwey Octavbänden. Herr v. M. macht S. 30. einen Versuch, die Epoche der alten Oelmalerey, wie sie von Johann van Eyck mehrern, italiänischen und niederländischen, Künstlern zunächst bekannt wurde, chronologisch zu ordnen. — In Deutschland

giebt

giebt es zwar viele alte Oelgemälde; aber ihre frühere Verfertigung läßt sich nicht beweisen. Die von Keyßler aus dem Praumischen Kabinette in Nürnberg, als mit der Jahrzahl 1318 versehen angeführte, in Oel gemalte, Tafel ist, nach des Hrn. v. M. Meinung, unstreitig aus dem funfzehnten Jahrhundert; und die Jahrzahl, die 1518 heißt, gehört gar nicht zu dem Gemälde. — Bey Weyermann steht die Nachricht von Johann van Eyck, der Hauptsache nach, eben so, wie bey van Mander. Van Goel und Gerard Hoet haben hierüber nichts; noch weniger Houbraken, der den van Mander fortsetzte, dessen Werk nicht, wie Lessing meint, durch ihn neu herausgegeben ist. Die Stelle des Descamps darüber hat Herr v. M. der Länge nach abdrucken lassen. Sie ist bloße Wiederholung des gewöhnlichen Berichts, nur im Vortrage etwas aufgeschmückt und erweitert. Das Resultat von den Untersuchungen des Hrn. von Murr ist folgendes: „Es dünkt mich sehr „unbillig zu seyn, einem Künstler, den alle Maler „seiner Zeit verehrten, weil er ein Geheimniß be„saß, das sie nicht wußten, das Verdienst der Er„findung der Oelmalerey abzusprechen, die doch „in ganz Italien damals so neu, so erwünscht

„war. Kurz, vor van Eyck malte man zwar in „Oel, aber ohne Geschicklichkeit. Man ließ wie„der davon ab, weil viele andere Hindernisse sich „dabey ereigneten. Johann aber überwand sie „alle, und wurde der Lehrer der welschen Kolo„risten.";

Herr von Murr vermuthet, daß sich in einigen ältern flandrischen Chroniken, und ähnlichen historischen Werken doch wohl einige Erwähnung von der dem van Eyck zugeschriebenen Entdeckung finden müsse. Die *Annales de Flandes* des Emanuel Sueyro habe ich vor mir; und es wird in ihnen allerdings dieses Umstandes gedacht *). Aber

*) T. II. p. 88. (Anvers, 1624. fol.) Florecian en la ciudad de Brujas *Juan* y *Huberto van Eycke* hermanos, pintores y artifices insignes, que, segun la opinion de algunos, nascieron en Maes-eyck, lugar pequeño à la orilla de la Mosa y de la jurisdicion de Lieja. Hallò el Juan el modo de defender la pintura de las injurias del tiempo, mezelando los colores con el azeyte ò olio sacado de las simientes del lino, invencion rara y que se comunicò despues à otras naciones, siendo el primero *Antonello de Messina* Siciliano, (el qual se hallò en aquel tiempo en Brujas) que enseñò en Italia la forma à *Dominico* Veneto y otros pintores de aquella Region, donde como en

Sueyro ist ein zu neuer Schriftsteller, der erst im Jahr 1629 starb. Er gehört also in die Reihe derer, von denen Lessing es zugiebt, daß ihrer fast keiner diese Anekdote übergangen habe. Die übrigen historischen Werke, welche Herr v. Murr als solche nennt, in denen vielleicht näherer Aufschluß über diese Sache zu finden seyn möchte, befinden sich sämmtlich in der Herzogl. Wolfenbüttelischen

todas fue celebrado el nombre de *Juan van Eyck* honrado ſus obras el Rey *Alfonſo* de Napoles, *Frederico* el ſegundo Duque de Urbibino, *Lorenço de Medicis*, y otros Principes, favoreciòle mucho *Phelipe* Conde *de Charelois*, hijo del Intrepido, y conociendo las prendas del hombre, y ſu grande entendimiento, le recibiò entre ſus conſejeros, eſtimando ſu parecer y compañia. Vee ſe aun en la Igleſia de S. Juan de Gante el retablo de las ſiete obras de miſericordia con las effigies de Adam y Eva en los lados, de que el Señor Rey Don Phelipe Segundo de glorioſa e immortal memoria mandò ſacar y llevar à Eſpaña la copia hecha por *Miguel Coxie*: eſtà en la capilla real de Madrid. Creeſe que fue el original començado por el *Huberto*, y que por ſu muerte le acabò *Juan van Eyck*, que muriò en Brujas, dò le enterraron en la Igleſia de S. Donaciano.

Bibliothek. Aber der würdige Aufseher derselben, der sich der freundschaftlichen Bemühung, sie nachzusehen, auf meine Bitte unterzog, versichert mich, daß von Johann van Eyck, und überhaupt von Kunst und Literatur, in keinem derselben das Mindeste anzutreffen sey, und setzt hinzu, er habe schon ehedem über diesen Gegenstand Untersuchungen, jedoch vergeblich, angestellt.

Bisher also ist Lessing's Behauptung, daß vor dem Vasari kein Schriftsteller der Entdeckung des van Eyck erwähne, noch nicht widerlegt; und es verdient gar sehr die Aufmerksamkeit der Kunstgelehrten, diesen Umstand, wo möglich, noch mehr aufzuklären.

II.

Lessing's Auffindung der Handschrift des Theophilus, und seine dadurch veranlaßten Untersuchungen blieben auch in Italien nicht unbekannt. Im zweyten Bande der *Antologia Romana* vom J. 1775 *) erschien ein ziemlich weitläuftiger, und mit Einsicht entworfener Auszug seiner Abhandlung,

*) Roma, 1776. 4. No. VII. p. 49. f.

und ihres wesentlichsten Inhalts. Eigene, dadurch veranlaßte, Bemerkungen enthält aber dieser Auszug nicht; nur, daß sich der Verfasser am Schlusse desselben noch den Fall als möglich denkt, daß die Oelmalerey zwar zu den Zeiten des Theophilus bekannt gewesen, hernach aber in jenen Jahrhunderten der Barbarey in Vergessenheit gerathen, und durch van Eyck aufs neue wieder erfunden sey. Auch erinnert er in Ansehung des Vasari, daß man sich in den Angaben der Zeitpunkte nicht sonderlich auf ihn verlassen könne, weil er hierin manche Fehler begangen habe, worunter der größte ohne Zweifel der sey, daß er dem Cimabue die Wiederherstellung der Malerey beylege, da es doch in einer Kirche zu Siena ein Gemälde des Giulio da Siena gebe, der lange vor dem Cimabue gelebt habe, mit der Aufschrift: *Julius de Senis diebus pinxit amenis.* Wider diesen Vorwurf ließe sich indeß Vasari leicht rechtfertigen; denn dadurch, daß Cimabue durch seine bekannten eigenthümlichen Verdienste und Bemühungen in der Kunst Epoche macht, wird nicht geläugnet, daß es schon vor ihm Maler in Italien gegeben habe.

Uebrigens will ich hier das nicht wiederholen, was Lessing selbst von den Ansprüchen der Italiä-

ner auf die Erfindung der Oelmalerey beygebracht hat; sondern nur das noch hierher setzen, was sich darüber in den Zusätzen des Mongitore zu der *Sicilia Inventrice* des Auria findet, da Lessing S. 343. bedauerte, dies Werk nicht nutzen zu können. Es enthält aber diese, in gedachtem Werke S. 250. befindliche Stelle nichts mehr, als was Lessing darin vermuthete, und was er schon in der *Raccolta d'Opuscoli* u. s. f. angeführt fand:

Molti autori attribuiscono la gloria di quest' invenzione ad *Antonello degli Antonii*, detto altrimente *Antonello da Messina*, celebre pittore Messinese. Cf. *Bonfiglio*, Messina, lib. 7. fol. 59. *Saavedra*, Rep. Literar. f. 8. Altri però scrivono, che fosse stato inventore del colorito ad oglio *Giovanni da Bruggia* in Fiandra, di cui portate alcune tavole in Italia, vedute da Antonello da Messina, d'un subito accesso del desiderio di apprendere quel suo colorito, si trasserì in Fiandra, e da esso ebbe quell' invenzione, che dono la morte di Giovanni da Bruggia trasserì in Italia, e fermatosi in Venezia, l'insegnò a *Domenico* Veneziano, e da esso l'ebbero altri. Così scrive *Vasari*, Vite de' Pitt. f. 85, e f. 379. f. Così pur si legge nel suo Epitafio in Venezia, dal Vasari: *Coloribus oleo mis-*

cendis splendorem et perpetuitatem primus Italiae picturae contulit. Qual opinione è seguita dal nostro *Auria* nel *Gagino Redivivo*, cap 4. f. 15.

III.

Sieben Jahre nach der Bekanntmachung der Lessingischen Schrift vom Alter der Oelmalerey, erschien zu London ein kritischer Versuch des Herrn Raspe über eben diesen Gegenstand *). Offenbar ist derselbe nicht nur durch jene Schrift veranlaßt, sondern auch so ganz und durchgehends auf sie gegründet, daß er an mehrern Stellen, und in Ansehung der vornehmsten Beweisgründe für das höhere Alter dieser Erfindung, fast wörtlich nur aus ihr genommen und übersetzt ist. Um sich von dem ganzen Inhalte und dem Werthe die-

*) A critical Essay on Oil - Painting, proving, that the Art of painting in Oil was known before the pretended Discovery by *John* and *Hubert van Eyck*; to which are added *Theophilus de arte pingendi*, *Eraclius de artibus Romanorum*, and a Review of *Farinator's Lumen animae*, by *R. E. RASPE*. London, 1781. 4.

ses kritischen Versuchs einen Begriff zu machen, verweise ich den Leser auf die ausführliche und überaus gründliche Beurtheilung derselben in der Neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften *), die mich eines völligen Auszugs überhebt, und schränke mich auf die bloße Anführung einiger Umstände ein, die zur nähern Erörterung der Hauptfrage beytragen können.

Was Herr Raspe, S. 21 bis 35, über verschiedene Spuren von dem Gebrauche des Oels in der Malerey der Alten und der Neuern vor der angeblichen Zeit der Erfindung der Oelmalerey vorträgt, läuft, seiner eigenen Aufzählung nach, vornehmlich auf folgende Umstände hinaus. Die Alten waren schon mit dem weißen Kalk- oder Kreidegrunde bekannt, dessen sich die neuern Meister zu Oelgemälden auf Holz bedienten; und hieraus folgt freylich nicht mehr, als daß sie vielleicht auf den nehmlichen Grund auch die nehmlichen Farben getragen haben. Die Oelfirnisse, deren sich die Aegypter und Apelles, nach Herrn Raspe'ns Voraussetzung, bedienten, hätten sie auf die Erfindung der Oelfarben leiten können. Da sich aber weder aus den

*) B. XXVII. St. 2. S. 209.

von Herrn R. untersuchten ägyptischen Mumien, noch aus einer von ihm angeführten und erläuterten Stelle des ältern Plinius *), schließen läßt, daß sie auch ihre Farben mit diesem Firniß bereitet und gemischt hätten; und da es vielmehr offenbar ist, daß dieser Firniß nur äußerlich auf die schon fertigen Gemälde aufgetragen wurde: so läßt sich auch hieraus nichts weiter folgern, als daß die Alten der Erfindung sehr nahe waren, und daß es zu verwundern ist, wie sie nicht auf dieselbe gerathen sind. Die Außenlinien und Umrisse der alten griechischen und hetrurischen Gefäße geben bloß einen zweifelhaften und trüglichen Anschein zu dieser Voraussetzung. Die Alten griechischen und römischen Gemälde auf den Wänden und auf Stein wurden entweder auf nassen Kalk gemalt, oder sind noch nicht hinlänglich untersucht worden. Das Oel, dessen man sich bey der gröbern Wachs- und Wand-Malerey, oder zum bloßen Anstreichen, bediente, beweist höchstens nur, daß man Versuche mit Oelfarben gemacht habe; und so haben wir wenigstens keine directe Beweise, daß die Oelma-

*) L. XXXV. c. 10.

lerey den Aegyptern, Griechen und Römern bey ihren eigentlichen Gemälden wirklich bekannt gewesen sey. Aus ihrem großen Scharfsinne, und aus der Einfachheit der Erfindung selbst, läßt sich durchaus nichts Gewisses schließen.

Herr Raspe wendet sich also zu den Neuern, und gründet seine Beweise, daß diese schon frühzeitig mit dem Gebrauche der Oelfarben bekannt gewesen sind, auf die handschriftlichen Werke des Theophilus und Eraklius. Von dem erstern gedenkt er der drey schon von Lessing angeführten Handschriften, und setzt dann noch die Beschreibung einer vierten hinzu, die er auf der Universitätsbibliothek zu Cambridge fand, und ins dreyzehnte Jahrhundert setzt, deren Gebrauch ihm aber nicht gestattet wurde. Sie ist indeß nicht vollständig, sondern enthält nur das erste Buch des Theophilus. Eine fünfte Abschrift findet sich gleichfalls zu Cambridge in dem Trinity-College, unter der Angabe: *Theophilus Monachus de omni scientia artis pingendi,* wobey angeblich noch *Gratsius de artibus Romanorum* angebunden ist, das aber, zu Hrn. Raspe'ns großer Freude, keine andere, als die längst von ihm gesuchte Schrift des Eraklius war. — Von dem Theophilus enthält diese

Handschrift noch weniger, als die vierte: nur die ersten 28 Kapitel des ersten Buchs. Herr R. hat dies Stück hier aus jener letztern Handschrift abdrucken lassen; aber sehr fehlerhaft, sowohl in Ansehung der Rechtschreibung, als der Unterscheidungszeichen.

Die Schrift des Eraklius *de artibus Romanorum* findet sich auch in der Königl. Bibliothek zu Paris in eben dem Codex, worin die vom Theophilus befindlich ist. Lessing, der sie bloß aus der Nachweisung des Catalog's kannte, wurde schon auf ihre Ueberschrift sehr aufmerksam, und versprach sich viel Neues und Interessantes davon *). Diese Erwartung erfüllt die Schrift selbst, die Herr R. zuerst hier abdrucken ließ, nun freylich bey weitem nicht.

Wer dieser Eraklius gewesen sey, und wo und wann er gelebt habe, darüber läßt sich bis jetzt nichts Gewisses sagen. Gesner, Simler, Montfaucon, Fabricius **), und andere Bibliogra-

*) S. B. VIII. S. 356.

**) Beym Fabricius (Biblioth. lat. med. & inf. aet. T. II. p. 314.) kommt zwar ein Eraklius vor, der beym Baronius u. a. Eradius

phen, schweigen ganz von ihm. Daraus, daß er in der Ueberschrift seines Werkchens *vir sapientissimus* heißt, vermuthet Herr Raspe, daß er kein Priester oder Geistlicher gewesen sey, und daß das Zeitalter, worin er lebte, und welches ihn mit diesem Beynamen beehrte, sehr barbarisch müsse gewesen seyn: denn seine Schreibart ist äußerst schlecht, seine Leichtgläubigkeit sehr groß, und seine Sachkenntniß ungemein oberflächlich. Bey dem allen mag er vielleicht ein Laienbruder oder Mönch gewesen seyn; denn er richtet sein Werk an einen *frater*, worunter wohl kein leiblicher Bruder zu verstehen ist. Unstreitig aber war er ein unwissender Empiriker und Geheimnißkrämer. Der Name Heraklius oder Eraklius ist griechisch; und griechische Namen wurden in Italien schon bald nach der Theilung des Kaiserthums sehr gemein, weil ein Theil von Italien im Besitz der griechischen Kaiser blieb. Daß seine Schrift aber eine Uebersetzung aus dem Griechischen sey, läßt sich

heißt, Presbyter zu Hippo, und Freund und Zeitgenosse Augustin's war. An diesen aber ist wohl, der barbarischen Schreibart wegen, hier nicht zu denken. Auch die Anführung Isidor's erlaubt das nicht.

nicht wohl annehmen, da er bloß lateinische Schriftsteller anführt, unter welchen Isidorus, der im siebenten Jahrhunderte lebte, der späteste ist. Vielleicht lebte und schrieb er bald nach diesem Zeitalter. Seine Nachrichten von einigen zu seiner Zeit in Rom gangbaren Handgriffen, und besonders von Glasmanufacturen, scheinen zu verrathen, daß er kein geborner Italiäner, wenigstens kein Römer, war, und daß er in einem fremden Lande, oder für ein fremdes Land schrieb, um diese fremden Künste demselben mitzutheilen. Daß er in oder vor dem dreyzehnten Jahrhunderte geschrieben habe, erhellt aus der ganzen Beschaffenheit der hier abgedruckten Handschrift.

Diese Handschrift besteht theils aus metrischen, theils aus prosaischen Anweisungen zu allerley Künsten und Handgriffen; und ungeachtet ihres unbedeutenden Gehalts, wäre es doch wohl der Mühe werth, sie auch in Deutschland der Länge nach abdrucken zu lassen. Da hier indeß der Raum dazu fehlt, so begnüge ich mich, sowohl von den Versen, als von der eben so schlechten Prose, einige Stücke auszuheben, deren Inhalt vorzüglich hierher gehört:

De pretiosa pictura vitri.

E vitro si quis depingere vascula quaerit,
Eligat ipse duas ruso de marmore petras,
Inter quas vitrum Romanum conteret; & cum
Ut pulvis terrae fuerit pariter resolutum,
Hoc faciet liquidum clara pinguedine gummi.
Post haec depingat petulas, quas finxit honeste
Figulus. Hoc facto succenso imponat easdem
Fornaci, caveatque simul, quae terra probata
Has teneat, quo sic valeat obstare colori,
Illas qui facies plena virtute nitentes.

Quomodo aptetur lignum, antequam pingatur.

Quicunque aliquod lignum ornare diversis coloribus satagis, audi quae dico. Imprimis ipsum lignum multum rade aequalem, & planissimum radendo & ad ultimum fricando cum illa herba, quae dicitur asperella. Quod si ligni materies talis fuerit, ut non possis aequare ejus asperitates, vel non velis propter aliquas occasiones, nec tamen cum corio illud velis operire vel panno: album plumbum teres super petram siccam, sed non tantum, quantum si inde pingere velis. Deinde ceram in vase super igne liquefacies, tegulamque

tritam ſubtiliter; albumque plumbum, quod ante triviſti, ſimul commiſces ſaepius movendo cum parvo ligno, & ſic ſine refrigerari. Poſtea aliquod ferrum fac calidum, & cum ipſo ceram funde in ipſas cavernulas, donec aequales ſint, & cum cultello deſuper abrade ea, quae ſunt ſcabroſa. Si autem plumbum miſcere cum cera dubitas, ſcito, quod, quantum plus miſcueris, tanto durius erit. Et ſicut dixi jam, aequali facto Abundantius plumbum valde ſubtiliſſime tritum *cum oleo* deſuper per totum, ubicunque pingere vis, tenuiſſime extendendo cum penicello aſinino ſic aptato. Deinde ad ſolem exſiccari bene permitte. At cum ſiccatus fuerit color, iterum ſuperpone: ſicut prius feciſti, de eodem & ſpiſſiorem pones; ſed non ita ſpiſſiorem, ut abundantiorem colorem ſuperponas, ſed *ut oleum minus habeat.* Nam & in hoc multum cavendum eſt, ut nunquam craſſiorem colorem ſuperponas. Quod ſi feceris, & abunde poſueris, cum exſiccari coeperit, rugae deſuper erunt. — —

Quomodo praeparatur columna ad pingendum.

Si vis aliquam columnam vel laminam de petra pingere, inprimis optime ad ſolem vel ad ignem

ſiccari permittes. Dein album accipies, & *cum oleo* ſuper marmorem clariſſime teres. Poſtea illam columnam jam bene ſine aliqua foſſula planam & politam de illo albo cum lato penicello ſuperlinies duabus trinis vicibus. Poſtea imprimes cum manu vel bruſſa de albo ſpiſſo, & ita dimittes paululum. Cum vero modicum ſiccatum fuerit, cum manu tua album planando fortiter retrahes. Hoc tamdiu facies, donec planum ſit quaſi vitrum. Tunc vero poteris deſuper de omnibus coloribus *cum oleo diſtemperatis* pingere. Si vero marbrire volueris, ſuper colorem vel brunum vel nigrum vel alium colorem, cum ſiccata fuerunt, marbrire poteris; poſtea vernicia ad ſolem.

Was in dieſen beyden letztern Abſchnitten von der Beymiſchung des Oels zu der Farbenbereitung vorkommt, iſt alles, was ſich aus der Schrift des Eraklius zum Behuf der hier vorliegenden Streitfrage anführen läßt; und, wie man ſieht, iſt es äußerſt wenig, nicht einmal ſo viel, als beym Theophilus, beſonders im 23ſten Kapitel ſeines erſten Buchs, darüber vorkommt. Aus beyden Schriften aber erhellt doch wenigſtens, daß der Gebrauch des Oels zu den Farben in den damaligen Zeiten ſchon bekannt geweſen iſt.

Außer

Außer jenem hinzu gekommenen Zeugnisse des Eraklius führt Herr Raspe auch noch S. 51. f. dasjenige an, was Walpole gleich zu Anfange seiner Anekdoten über die Malerey in England von dem daselbst schon früh bekannten Gebrauche der Oelfarben beybringt. Ich will lieber hier seine Quelle selbst zu Rathe ziehen, und unmittelbar aus diesem in Deutschland nicht sehr bekannten Buche die hierher gehörenden Stellen ganz mittheilen *).

„Folgende Vorschrift, sagt Walpole, ist sehr merkwürdig, weil man daraus sieht, daß der Gebrauch der Oelfarben **) schon weit früher bekannt war, als man die Erfindung derselben gewöhnlich

*) Anecdotes of Painting in England — by Mr. HORACE WALPOLE. 3d. Edit. Lond. 1782. 5 Vols. 8vo. Vol. I. p. 10.

**) In der eben angeführten, neuen und vermehrten Ausgabe dieser Anekdoten steht hier noch folgende Anmerkung: „Johann van „Eyck, der vorgebliche Erfinder der Oelmale„rey, die er bey seinen Nachforschungen über „den Firniß entdeckt haben soll, starb im Jahr „1441. In der obigen Urkunde werden bey„des Oel und Firniß erwähnt; und das erstere „wurde vielleicht bloß zur Verfertigung des „letztern gebraucht Herr Raspe hat in seiner „im Jahr 1781 bekannt gemachten merkwür-

anzunehmen pflegt. Sie ist vom 23sten Jahre der Regierung Heinrichs III. 1239 datirt, und lautet so:

„Rex thesaurario & camerariis suis salutem. „Liberate de thesauro nostro Odoni aurifabro & „Edwardo filio suo centum & septemdecem solidos & decem denarios pro *oleo*, *vernici & coloribus* emptis, & picturis factis in camera reginae „nostrae apud Westm. ab octavis sunetae trinitatis „anno regni nostri XXIII, usque ad festum sancti „Barnabae apostoli eodem anno, scilicet per „XV dies.“

In der Folge *) kommt Herr Walpole auf diesen Umstand zurück, bey Gelegenheit eines Gemäldes von dem englischen Könige Richard II, in der Pembrokischen Sammlung zu Wilton. Es ist ein kleines, aus zwey Tafeln bestehendes Stück, worauf der König knieend vorgestellt ist, begleitet von seinen Schutzheiligen, Johannes dem Täufer, St. Edmund dem Könige, und Eduard dem Be-

„digen Abhandlung bewiesen, daß die Oelmaleren lange vor ihrer angeblichen Erfindung „durch van Eyck bekannt war.“

*) S. 41. f.

kenner, vor der Mutter Gottes und dem Kinde, von Engeln umgeben. Unten an diesem Gemälde stehen folgende Worte: „Invention of painting in „oil 1410. This was painted before in the begin„ning of Richard II, 1377 &c.“ — „Diese Worte, sagt Walpole, die sehr zweydeutig sind, machten einen Zweifel in mir rege, den mir Niemand aufzulösen wußte. Sollen sie andeuten, daß dies Stück in Oel gemalt sey, ehe Johann van Eyck im Jahr 1410 dies Geheimniß entdeckte? Das sollte man fast glauben. Denn was sagte die Inschrift Neues, wenn ihr Urheber nur damit sagen wollte, daß die Malerey in Wasserfarben, oder die Miniaturmalerey früher ausgeübt wurde, als das Malen in Oelfarben? Jede illuminirte ältere Handschrift bewies das schon. Alles kommt auf die Frage an, womit das gegenwärtige Gemälde gemalt sey? Und hierauf kann ich nur so viel antworten, daß es mit Glas bedeckt, und eine zu große Merkwürdigkeit ist, um Versuche damit anstellen zu können. Es ist auf einem hellen Goldgrunde gemalt; die Farben sind äußerst frisch, und nicht schwarz geworden, wie Oelfarben geworden wären, und ist, wie gesagt, unter Glas verwahrt; lauter Beweise, daß es ein Miniaturgemälde ist. Und

doch wage ich hier nichts zu entscheiden. Die gedachte Inschrift, und einige andere Umstände scheinen es zweifelhaft zu machen, ob Johann van Eyck wirklich der erste gewesen sey, der seine Farben mit Oel mischte *). Aus einer oben angeführten Urkunde haben wir gesehen, daß man sich lange vor dieser Zeit des Oels wenigstens als eines Firnisses bediente; und es läßt sich schwer begreifen, wie es möglich gewesen sey, Wasser- oder Leimfarben mit einem Oelfirnisse zu überziehen. Es fiel mir ein, zu untersuchen, womit die Maler vor Johann van Eyck ihre Farben gemischt haben. Selbst hier in England sind noch einige Gemälde auf Holz vorhanden, die älter sind, als man die Einführung der Oelmalerey bey uns annehmen kann. Des Gemäldes zu Wilton nicht zu gedenken, muß man nothwendig annehmen, daß auch ein anderes Gemälde von Richard II zu Westmün-

*) Auch Herr Raspe beschreibt dies Gemälde aus eigener Ansicht, S. 54 f. seines Versuchs, und ist sehr geneigt, es für ein Oelgemälde zu halten. Von den übrigen hernach angeführten, und mehrern ähnlichen, redet er eben daselbst. Man vergleiche des Herrn von Budberg Versuch über das Alter der Oelmalerey, (Gött. 1792. 4.) S. 21. f.

ster, und ein unzweifelhaftes Originalbildniß von Heinrich IV zu Hamptoncourt in Herfordshire, der zwey Jahr nach van Eyck's Entdeckung starb, früher verfertigt sind, als die neue Kunst hier bekannt wurde. Das Gemälde in Westmünster ist freylich wieder neu aufgemalt worden; und es läßt sich folglich nichts daraus schließen. So leicht mir auch diese Untersuchung anfänglich schien, so fand ich doch, daß man sie nie mit sonderlichem Fleiße angestellt hat, und daß sie noch nicht zur Entscheidung gebracht ist, ob sie gleich von der gelehrten Gesellschaft der Alterthumsforscher aufgegeben wurde. Nachdem ich verschiedene Malerbücher nachgeschlagen hatte, die alle von Johann van Eyck's Erfindung redeten, ohne ein Wort von der Methode zu erwähnen, die durch sein Geheimniß abgeschafft wurde, fand ich zuletzt, was ich suchte, im Sandrart *): „Weil sie aber fürchteten, sagt „er, daß die Mauern schricken möchten, haben sie

*) Walpole führt diese Stelle aus dem lateinischen Texte des Sandrart an; ich nehme sie aber aus dem ältern deutschen Texte seiner Akademie, Th. I. B. II. S. 66. Es ist dort allerdings nur vom Freskomalen die Rede.

„solche, vermittelst des Leims, mit Tuch oder „Leinwat überzogen, darauf gegypst, und dann erst „ihre Gemälde geführt, welches sie *Tempera* be„namet. Diese *Tempera* haben sie also zugerich„tet. Sie nahmen erstlich ein Hühnerey, schlugen „es ein, und zerrieben darin ein zartes Aestlein „von einem jungen Feigenbaum; da dann, aus der „Milch dieses Schößleins, und aus dem Eyergelb, „die *Tempera* entsprungen. Mit dieser haben sie „nachmals, anstatt des Wassers, Gummi oder „Tragant, ihre Farben zugerichtet und gebrochen, „und also ihre Arbeit verrichtet" — Aus den letzten Worten dieser Stelle, fährt Walpole fort, ist es wahrscheinlich, daß sie ihre erste Farbe bloß mit Wasser oder Gummi auftrugen."

„Man wird mir vielleicht einwenden, setzt er hinzu, daß man sich dieser Verfahrungsart bloß bey der Malerey auf Stein und Kalk bedient habe; wenn man aber die Bewerfung wegläßt, so sehe ich kein Hinderniß, warum man sich nicht eben dieser Zubereitung auf Holz hätte bedienen können. Welcher Mischung sich Cimabue, der Wiederhersteller der Kunst, bediente, sagt uns eben dieser Schriftsteller*): „Viel Historien und Bilder

*) Ebendas. Th. II. B. II. S. 57.

„auf Holz mit Eyer und Leimfarben, wie auch auf „Mauerwerk in nassem Kalk, sind noch in Florenz „von ihm zu sehen.“

„Indeß läßt der weit ältere Gebrauch des Oels, wäre es auch nur zum Firniß, es immer noch zweifelhaft, ob Johann van Eyck's Entdeckung völlig ihm eigen war. Die mehrmals gedachte merkwürdige Urkunde setzt den Zeitpunkt der Oelmalerey über hundert Jahr früher hinauf. Van Eyck soll auf diese Erfindung bey seiner Nachsuchung eines bessern Firnisses gerathen seyn. Hörte er nicht vielleicht, daß ein solcher Firniß, oder eine solche Composition, in England gebräuchlich sey *)?

*) „Ich kann nicht umhin, hier eine Vermuthung zu wagen, ob sie gleich von keinem Schriftsteller über die Malerey bestätigt wird. Es giebt zu Chiswick ein altes Altarblatt, welches den Lord Clifford und seine Gemahlin knieend vorstellt. Van Eyck's Nahme ist auf der Rückseite des Brettes eingebrannt. Ist van Eyck jemals in England gewesen; sollte es dann nicht wahrscheinlich seyn, daß er hier den Gebrauch der Oelfarben gelernt, und sich die Ehre der Erfindung selbst angemaßt habe, weil England damals in der Kunstwelt wenig bekannt, und bey den damaligen Unruhen nicht müßig genug war, um

Selbst die gedachten noch vorhandenen Gemälde, die allem Anschein nach Oelgemälde sind, scheinen noch mehr zu beweisen. Die von Heinrich III gebrauchten Maler scheinen Italiäner gewesen zu seyn; und doch ist es leicht, ihnen dies Geheimniß streitig zu machen; wenigstens kann ich beweisen, daß sie das Oelmalen hier in England müssen gefunden, und nicht es mit sich herüber gebracht haben; denn es findet sich offenbar, daß man da-

sein Recht auf solch ein Geheimniß zu behaupten, welches im Auslande so viel Glück machte? Eine Vermuthung mehr, obgleich keinen Beweis, daß van Eyck in England gewesen sey, giebt ein Gemälde von diesem Künstler in der Sammlung des Herzogs von Devonshire, welches 1422 gemalt ist, und die Weihung des heil. Thomas Becket vorstellt. Der Sage nach war es ein Geschenk an Heinrich V von seinem Oheim, dem Herzoge von Bedford, Regenten von Frankreich; aber bloße Sage ist noch kein Beweis; und zwey Gemälde dieses Künstlers in England, eins von einer englischen Familie, und das andere von einer englischen Geschichte, beweisen wenigstens eben so gut, daß er in England gewesen sey, als die Sage von einem derselben beweist, daß es auswärtig sey gemalt worden. Alles dies aber gebe ich für nichts weiter, als bloße Vermuthung, aus.“

mals in Italien von dieser Methode noch nichts wußte. Als einige von Johann van Eyck's Gemälden zum Alfonso, König von Neapel, gebracht wurden, erstaunten, wie Sandrart sagt, die italiänischen Maler darüber, daß man sie, ohne Auslöschung der Farben, mit Wasser waschen konnte." — —

So weit Walpole. Ich würde nun noch zu dem übrigen Inhalte des Raspischen Versuchs zurückkehren, wenn dieser nicht theils ganz aus der Lessingischen Schrift entlehnt wäre, theils fremde Dinge, z. B. das *Dooms - day - Book*, das *Lumen animae*, und dergl. beträfe, was hierher so eigentlich nicht gehört *).

*) Nur Eine zu Lessing's Abhandlung, S. 339. f. gehörige Anmerkung mag hier noch ihren Platz finden. Die alten Oelgemälde zu Löwen, deren Miräus gedenkt, scheinen dort nicht mehr vorhanden zu seyn. Herr Raspe befragte darüber Herrn Turberville Needham, Director der Akademie zu Brüssel, der ihm einen Brief von Herrn Stapleton aus Löwen mittheilte, worin er ihm meldete, daß sich dergleichen Gemälde weder in der dortigen Franziskanerkirche, noch in andern Kirchen, gar nicht mehr fänden. Miräus kann aber

Man sieht indeß nach diesem allen, daß die Streitfrage auch durch diesen Versuch, und durch Walpole's Bemerkungen, ihrer Entscheidung noch nicht viel näher gebracht ist. Freylich läßt sichs nach diesem allen, wie der oben gedachte Recensent in der Bibliothek der schönen Wissenschaften sagt, schlechterdings nicht wegläugnen, daß man schon vor dem van Eyck gewußt habe, die Farben mit Oel abzureiben. „Aber ist denn dieses „schon Oelmalerey? — Ist auch das, was Theo„philus von dem Auftragen der Farben mit Oel „erzählt, schon Malerey? Nicht doch! — Wie, „wenn nun van Eyck zuerst alle die Vortheile, „die sich von dem Gebrauche des Oels in der Ma„lerey ziehen, wenn er alle die Wirkungen, die sich „dadurch machen, alle die Schattirungen und Tin„ten, die sich nur dadurch, oder nur mit Farben, „die mit Oel abgerieben sind, geben lassen, zuerst „eingesehen hätte, zuerst auf sie aufmerksam, und „derselben sich gleichsam bewußt geworden wäre? „wenn er das bessere Verhältniß einiger Farben,

dessen ungeachtet Recht haben, da so viele ältere gothische Gemälde durch die besseren Werke der neuern Kunst verdrängt und hinweg geschafft sind.

„besonders der weißen, z. B. des Bleyweißes, „zum Oel, vorzüglich entdeckt; wenn er die großen „Lichter, die sich nur hierdurch geben lassen, zuerst „wahrgenommen und aufgesetzt, und endlich auch „seine Schüler darauf aufmerksam gemacht, und „es sie gelehrt hätte? — Und so wäre er, für die „Maler wenigstens, mit Recht Erfinder der Oel„malerey. Auch ist es dieses Verdienst, was ihm „die großen Künstler unter denselben zuschreiben."

IV.

Seitdem der Gegenstand dieser Untersuchung, sowohl durch die Zweifel der Herren Walpole und Raspe, als durch die Aufgabe der Societät der Alterthumsforscher, mehr zur Sprache gekommen ist, hat man verschiedene alte Gemälde daselbst näher untersucht, und in ihnen Spuren von dem früheren Alter der Oelmalerey zu finden geglaubt. In den englischen Magazinen erinnere ich mich verschiedene Angaben dieser Art von Zeit zu Zeit gefunden zu haben *). Keine derselben war jedoch

*) So auch in verschiedenen, die Kunst betreffenden, deutschen Zeitschriften; z. B. in Meusel's Miscellaneen artistischen Inhalts, Heft XII, S. 325.

zum Beweise hinlänglich, daß man vor Johann van Eyck die Kenntniß der Beymischung des Oels zur Farbenbereitung auf die eigentliche Kunstmalerey angewendet habe. Dazu hingegen dienen diese und andere Untersuchungen, eine nun wohl völlig ausgemachte Sache noch mehr zu bestätigen, nehmlich die frühere Bekanntschaft mit der Beymischung des Oels zu den Farben, deren man sich zum bloßen Malen oder Anstreichen bediente.

Eine der merkwürdigsten Abhandlungen über diesen Gegenstand, deren Resultat jedoch gleichfalls nicht viel weiter führt, ist des Gouverneurs Pownall Schreiben an Dr. Lort, welches Bemerkungen über die alte Malerey in England enthält *). Er begleitete damit einige Zeichnungen des bemalten Deckenstücks in der Kathedralkirche zu Peterborough, die man bey dem Abdrucke seines Schreibens in Kupfer gestochen findet. Nach einigen vorausgeschickten Nachrichten von verschiedenen alten Kirchengemälden und deren Beschaffen-

*) Es steht in der *Archaeologia*, or, Miscellaneous Tracts, relating to Antiquity; published by the society of Antiquaries of London. Vol. IX. (Lond. 1789. 4.) p. 141. f.

heit, die für oder wider unsere vorliegende Frage nichts entscheiden, fährt er fort:

„Daß die Mischung der Farben mit Oel schon in den entferntesten Zeiten bekannt gewesen seyn müsse, erhellt aus dem Bemalen der Schiffe. Nichts, als eine solche Mischung, konnte sie vor dem Abspühlen und Abnutzen durch das Seewasser schützen; und den Umstand, daß man sich des Oels zur Bereitung der Farben beym Anstreichen der Häuser bediente, kann ich durch zwey unwidersprechliche Zeugnisse beweisen. Den ersten hat man Herrn Bentham, einem Geistlichen zu Ely, zu danken. Er hatte mir ehedem einmal gesagt, daß die Rechnungen über die Baukosten des Doms, oder des so genannten neuen Werks, von der Kathedralkirche zu Ely gegenwärtig noch in dem dortigen Kirchenarchive vorhanden wären. Ich bat ihn nachzusehen, ob sich darunter einige Artikel von Malereyen, und besonders von Oel und Firniß, befänden. Die folgenden Artikel *), wodurch ein bisher noch nicht authentisch bekanntes Factum völlig erwiesen wird, hat dieser fleißige, genaue

*) Ich ziehe hier nur drey Artikel aus, worin des Oels erwähnt wird.

und gelehrte Alterthumsforscher (im Jahr 1773) mir mitgetheilt Ich gebe sie in der Form, wie er sie mir zusandte. Sie enthalten noch manche andere merkwürdige Umstände, welche die zum Malen gebrauchten Materien betreffen, z. B. die Leinewand und das Pergament, Leimen, Lederschnitzel, zwey Arten von Goldblättern; außer dem Hauptumstande von der Farbenbereitung mit Oel."

„In der Rechnung, welche die jährlichen Ausgaben des Sacristans von Michaelis des Jahrs 1325 bis zu Michaelis des folgenden Jahrs enthält, ist die Ausgabe unter dem Titel: Custos novi operis, & minut. res pro novo opere, viz. in 3 lagenis & dimid. *Olei* pro ymaginibus super columnas depingend. 3 S. 6d"

„Item, $\frac{\text{xx}}{7}$ *) 4 lib. albi plumbi emp. de eodem 12 S. prec. 1 d. In 13 lagenis *Olei* empt. de Thoma d'Elm 10 S. 3 ½ d. prec. lagen. 10 d. ob. In 6 lagenis *Olei* emp. de Thoma de Cheyk, 4 S. 11 d. prec. lag. 10 d."

„In 28 lagen. & dimid. *Olei* empt. de Nich. de Wickam, 26 S. 1 d. ob. prec. lagen. 11 d. In

*) Seven Score; sieben Stiege.

dimid. lagen. *Olei* emp. 3 d. In vas terren. pro *oleo* imponend. 4 d. quad."

„Man sieht nun freylich, daß alle diese Unkosten für bloßes Anstreichen ausgegeben wurden. Auch findet sich in den übrigen Artikeln, daß man Leim und Leinewand oder Pergament brauchte. Diese Artikel werden von dem Oel zur Farbenmischung unterschieden. Auch hatte man zwey Arten von Goldblättern, *gold fyn* und *gold parts*, außer der eigentlichen Goldfarbe. Ferner, zwey Arten von Firniß, eine gemeine und eine weiße. Der geringe Arbeitslohn des Malers beweist, daß dieser ein gemeiner Handwerker, und kein Künstler war."

„Die besondere Nachricht von dem gemalten Deckenstücke der Kathedralkirche zu Peterborough, welche die eigentliche Veranlassung und Absicht dieses Schreibens war, und die dadurch an die Hand gegebenen Untersuchungen, können uns einen ziemlich deutlichen Begriff von dem Zustande der Malerey in England vor der Entdeckung der eigentlichen Oelmalerey von Johann van Eyck geben."

Zuletzt gedenkt Herr Pownall noch der von Herrn Raspe zu Cambridge aufgefundenen und be-

kannt gemachten Schrift des Theophilus. Er ist aber gleichfalls der Meinung, daß alles, was darin vorkommt, nur das Bemalen und Anstreichen (*postes et ostia*) nicht aber den Gebrauch der Oelfarben zu Kunstgemälden, betreffe.

V.

In des Herrn von Riegger Archiv der Geschichte und Statistik, besonders von Böhmen *), befindet sich gleich zu Anfange Etwas von den ältesten Malern Böhmens, nebst einem Beytrage zur Geschichte der Oelmalerey und Perspectiv. Diese Abhandlung ist mit J. Q. J. unterzeichnet; und ihr Verfasser ist, wie er im Vorberichte sagt, selbst Maler. Auch machte er zuerst die Bemerkung, daß die Gemälde zu Karlstein Oelgemälde sind, wie Herr Pelzel in seiner Geschichte der Böhmen, dritte Aufl. S. 273, es noch bey Lebzeiten des sel. Prof. Ehemant, der dies unter seinem Namen in den literarischen Nachrichten 1779 zuerst bekannt machte, anzeigt. Von diesem letztern ward er auch zu Prag, Karlstein

*) Dresden, 1792. gr. 8.

stein und Königssaal im Jahr 1780 bey den darüber angestellten Untersuchungen zu Rathe gezogen.

Der Lessingischen Abhandlung hat man vornehmlich diese Untersuchung zu verdanken, und die Ankündigung derselben durch den eben gedachten Prof. Ehemant *). Die Zweifel, welche Herr von Murr **) dawider erregte, werden in dem Vorberichte dieser Abhandlung im angeführten Archiv beantwortet, aus der ich hier nur das hierher Gehörende mittheilen will.

Sie betrifft zunächst den ältesten bekannten böhmischen Maler, Thomas von Mutina, der im dreyzehnten und vierzehnten Jahrhunderte lebte, und vom Herrn v. Mecheln für einen gebornen Böhmen aus Muttersdorf, Mutienin, oder Mutietow, von Herrn Dobrowsky hingegen für einen aus Modena gebürtigen Italiäner gehalten wird, der zu Karlstein für Kaiser Karl IV. gemalt habe. Auf drey zusammen gehörenden Altargemälden der Kron- oder Kreuzkirche zu Karlstein fand

*) S. v. Riegger's Materialien zur Statistik von Böhmen, 4tes Heft, S. 188.

**) In seinem Journal zur Kunstgeschichte, B. XV. S. 17. f.

sich die Angabe dieses Meisters in folgenden beyden leoninischen Versen:

Quis opus hoc finxit? *Thomas de Mutina* pinxit.
Quale vides lector, Rabisini filius auctor.

Jetzt befinden sich diese drey Gemälde in der K. K. Gallerie zu Wien, und sind als die ältesten in Deutschland bekannten Oelgemälde von dem neuern Anordner dieser Gallerie gleich an die Spitze der deutschen Schule gestellt. Ihnen hat man drey andere, vorher gleichfalls in jener Kirche befindliche alte Oelgemälde von einem Theodorikus oder Dittrich beygesellt.

Wenn sich nun gleich über den Geburtsort des Thomas von Mutina nichts Gewisses entscheiden läßt; so ist es doch wohl ausgemacht, daß er unter die böhmischen Künstler gehöre. Man hat schon sechs Stücke von ihm in Böhmen aufgefunden; und es giebt deren dort vermuthlich noch mehrere. Anderswo hingegen sind bisher noch keine Gemälde von diesem Künstler entdeckt worden.

Nur ergiebt sich aus mehrern Gründen, vornehmlich aber aus den Schriftzügen jener lateinischen Verse *), daß dieser Thomas de Mutina

*) Man findet sie auf der ersten Kupfertafel des Archiv's ꝛc. getreu kopirt.

nicht für Karl IV. zu Karlstein könne gemalt haben, sondern daß er schon früher, im zwölften oder dreyzehnten Jahrhunderte gelebt haben müsse.

Der Verfasser dieser Abhandlung findet es wahrscheinlich, daß in Böhmen nicht nur die Oelmalerey, sondern die Malerey überhaupt, deutschen Ursprungs gewesen sey; unter andern auch aus dem Grunde, weil die Tscheschen und die übrigen an Deutschland gränzenden Slaven diese Kunst mit den Wörtern: *malowati, malowani, malam, malowarz* und *malowai* benennen, die offenbar dem deutschen Worte malen ähnlich, und vermuthlich von demselben hergenommen und abgeändert sind. Auch sind die ersten Statuten der Malerbrüderschaft vom Jahr 1348, und die ersten drey Privilegien der Schilderer in Böhmen deutsch abgefaßt.

Das durch mehrere Kunstkenner in Prag und Wien bestätigte Urtheil, daß die gedachten alten Gemälde dieses Künstlers wirkliche Oelgemälde sind, gründete der Prof. Ehemant vornehmlich auf eine mit denselben angestellte Prüfung, indem er sie mit einer schleimigen Composition überfuhr, deren sich Herr Kastner zum Bilderputzen bedient, und die er bisher noch als ein Geheimniß

für sich behält. Dieser klare, durchsichtige Schleim nimmt in kurzer Zeit allen Schmutz von den Oelgemälden hinweg, ehe noch die Feuchtigkeit das Schüttgelbe, wenn dergleichen in den Gemälden ist, erweichen kann; aber eben so geschwind hebt er die Farben in Wassergemälden oder Wachs. Auch bestätigt der im zweyten Abschnitte der vorliegenden Abhandlung umständlich beschriebene Kunstcharakter jenes alten böhmischen Künstlers diese Voraussetzung. Das Geschmolzene des Pinsels, welches seine Gemälde vorzüglich charakterisirt, ist nur Oelfarben eigen; und dieser Schmelz der Farben findet sich sowohl in der Carnation, als in den Gewändern.

In dem dritten Abschnitte dieser Abhandlung sucht ihr Verfasser es wahrscheinlich zu machen, daß die Erfindung, oder der Gebrauch der Oelfarben mit den Turnieren und der Wapenkunst in gleiche Zeit fallen. Daß die Schilde der Edlen und der Kriegesleute schon bey den Römern und den alten Deutschen gemalt wurden, erhellt aus den Zeugnissen des Vegez und Tacitus *). Auch wer-

*) VEGET. de re milit. L. II. c. 8. Sed ne milites in tumultu proelii a suis contubernalibus aberrarent, diversis cohortibus diversa

den in den Privilegien der Schilderer von den böhmischen Königen Karl und Wenzel II dieselben zum Theil für *pictores* genommen; obgleich in andern ältern Statuten die Schilderer von den Malern, besonders von den geistlichen Malern, unterschieden werden.

Aus mehreren Umständen schließt der Verf., daß die Oelfarben zu Karls IV Zeiten schon in Böhmen gemein, und eine bekannte Sache waren. Von ihrem öftern Gebrauche zur Verzierung oder Auftra-

in scutis signa *pingebant:* ut ipsi nominant δειγματα, sicut etiam nunc moris est fieri. — TACIT. *de Mor. Germ.* Scuta tantum lectissimis coloribus distinguunt. *Annal.* L. II. vel tenus & fucatae colore tabulae. — — Wachter erklärt in seinem Glossar das Wort Schilderey: Opus pictum, a primo & vetustissimo picturae germanicae objecto, quod erat Schild, scutum. — — Es ist doch aber wohl zu viel vorausgesetzt, wenn der Verfasser behauptet, die bemalten Schilde der Alten hätten nothwendig mit Oelfarbe bemalt seyn müssen, weil dazu weder Wasserfarben, noch Wachs oder Harz brauchbar gewesen wären. Auch sieht er selbst ein, daß hieraus noch gar nichts für die Anwendung der Oelfarben zu eigentlichen Gemälden folgen würde.

gung der Schriftzüge, zur Vergoldung eiserner Gitter und Stangen, u. s. f. finden sich manche Spuren. Wenn in den ältesten Urkunden der böhmischen Malerbrüderschaft vom Jahr 1348 der Oelmalerey nicht gedacht wird; so geschah das vermuthlich, weil die Sache zu bekannt, oder kein besonderer Anlaß dazu war.

Wenn Lessing glaubt *), Johann van Eyck's Erfindung sey vielleicht nur die Entdeckung eines Firnisses, wodurch er seine Gemälde der Sonne, wegen der Trocknung, auszusetzen weniger bedurfte, oder der Gebrauch des Nuß- und Mohn-Oels gewesen; so erinnert der Verf. dawider Verschiedenes, was in der mechanischen Behandlung der Farben und des Firnisses, wenigstens wie sie jetzt ist, wohl seinen guten Grund hat. Ihn dünkt es vielmehr wahrscheinlicher, daß van Eyck vielleicht den Goldgrund, oder das so genannte Bruniren, in seinen Gemälden zuerst unterlassen und vermieden, die Hintergründe aber, wie es der Gegenstand forderte, mit eigenthümlichen Farben gemalt, und dadurch wenigstens die Luftperspectiv, wenn nicht zugleich auch die Linearperspectiv, und mit dieser

*) S. Lessing's Abh. Th. VIII. S. 316. f.

die richtige Vertheilung des Lichtes und Schattens in die Malerey gebracht habe. Wäre dies der Fall gewesen, so könnte Antonello von Messina, um die Perspectiv zu lernen, wohl nach Brügge gereiset seyn, dies Geheimniß hernach für sich behalten, und, wie van Eyck, bey verschlossenen Thüren gearbeitet haben *). Und sonach wäre Vasari, wenigstens was das Geheimniß selbst betrifft, gerettet, wenn er auch dessen Gegenstand verfehlte. — Vielleicht waren auch die van Eyck, wenn sie größere Gemälde verfertigten, die ersten, die sich der mit Oelfarbe grundirten Leinewand bedienten; wodurch das Abspringen der Farben durch die Wärme mehr verhindert, und das Abwaschen und Putzen erleichtert wurde.

VI.

Die neueste Schrift über diesen Gegenstand ist die unten angeführte des Freiherrn von Budberg **). Sie ist, wie gleich Anfangs gesagt wird,

*) S. Lessing's Abh. Th. VIII. S. 296.

**) Versuch über das Alter der Oelmalerey, zur Vertheidigung des VASARI; von O. C. *Frhr. von* BUDBERG. Goettingen, 1792. 4.

vornehmlich in Beziehung auf die Lessingische Untersuchung geschrieben, und darf hier also um so weniger übergangen werden. Mit Vorbeylassung dessen, was darin über die Geschichte dieser Untersuchung vorkommt, gedenke ich nur zuerst der wohl sehr richtigen Bemerkung, daß die Oelgemälde und die *a tempera* mit einem Firnisse überzogenen Malereyen der alten Zeiten so viel Aehnliches mit einander haben, daß sie dem aufmerksamsten, verständigsten Beobachter die entscheidende Bestimmung, oft, selbst wenn sie ohne Glas sind, sehr erschweren, oft auch gar unmöglich machen. Zum Belage dieser Behauptung werden einige Beyspiele angeführt.

In der Folge wird Vasari gegen Lessing's Verdacht in Schutz genommen, daß seine Erzählung von der Reise des Antonello von Messina, nach Flandern, vielleicht ungegründet sey. Vielmehr scheint es desto größere Unpartheylichkeit zu seyn, daß Vasari das Verdienst der Erfindung einem Ausländer, und nicht lieber geradehin seinem Landsmanne, zuschreibt, da er doch sonst für die Florentiner so vorzüglich eingenommen war. Zu hart aber ist es denn doch auch wohl, wenn Herr v. B. den Verdacht, merklich erschwert, auf Lessing selbst zurückwälzt, und sagt: „Wenn Herr L.

„hier als Egoist handelte? — Wenn er vielleicht „nur alles in Schatten setzen wollte, was den ho„hen Glanz seines Lichtes benehmen könnte, um „einzig zu erleuchten?" — Das war Lessing's Art gewiß nicht.

Richtiger ist es, wenn er, gegründet auf eine Stelle des Vasari im Leben des Antonello, glaubt, daß schon seit langer Zeit Maler die Unbequemlichkeit, die Mangelhaftigkeit der Malerey mit Wasserfarben einsahen und, dadurch zu Versuchen verschiedener Art gereitzt, auch gewiß natürlich auf Oelmischung und Firnißauftragen fielen; aber diese Versuche nicht zu der Vollkommenheit brachten, daß sie sich derselben, als eines bessern Hülfsmittels der Malerey, hätten bedienen können, so daß es immer nur Fragmente von Erfindungen blieben, die Johann van Eyck zuerst vereinigte, ordnete, und zur Vollkommenheit, zu einer ganz neuen, eigenen, bessern Methode ausbildete.

Doch, der Hauptendzweck dieser Schrift geht dahin, zu beweisen, daß alles das, was in dem Theophilus steht, was der Welt als ein Wunder der Neuheit so reitzend angekündigt ward, fast wörtlich in dem Vasari aufgezeichnet sey: „nur „mit dem Unterschiede, daß Vasari diese Sache,

„die uns Herr Lessing aus dem Theophilus mit „dem Interesse einer Neuigkeit docirt, nur obens„hin berührt, und uns sie als eine, durch ihren „nicht mehr geheimen Gebrauch, zur bekannten „Sache gewordene Kleinigkeit, nur gleichsam hin„geworfen, mittheilt."

„Die Kunst der Farbenmischung mit Oel, fährt „Herr v. B. fort, wenn sie auch nicht zu Cima„bue's Zeiten bekannt war, welches ich doch sicher „glaube, war doch gewiß dem Giotto kein Geheim„niß, in dessen Schülers, Agnolo Gadi's, Leben *) „diese Stelle angeführt ist. Unter der Anzahl von „Gadi's Schülern befand sich auch einer, genannt „Cennino di Drea Cennini; von diesem sagt uns „Vasari **):

Imparò dal medesimo] Agnolo Gadi la pittura Cennino di Drea Cennini da Colle di Valdelsa, il quale, come affezionatissimo dell' arte scrisse in un libro di sua mano, i modi del lavorare, a fresco, a tempera, a colla ed a gomma; ed inoltre, come si minia, e come in tutti i modi si mette d'oro; il qual libro è nelle mani de Giuliano ore-

*) Agnolo Gadi lebte vom Jahr 1324 bis 1387.

**) Nella vita di *Agnolo Gadi*, T. I. P. I. p. 133.

fice Senese, eccellente maestro, ed amico di quest' arti. E nel principio di questo suo libro trattò della natura de' colori, così minerali, come di cave, secondo che imparò da Agnolo suo maestro *), volendo (poichè forse non gli riuscì imparare a perfettamente dipingere) sapere almeno la maniera de' colori, delle tempere; delle colle, e dello ingessare, e da quali colori dovemo guardarci, come dannosi nel mescolargli, ed in somma molti altri avertimenti, de' quali non fa bisogno ragionare, essendo oggi notissime tutte quelle cose, che costui ebbe per gran segreti, e rarissime in que' tempì. Non lascerò già di dire, che non fa menzione, e forse non dovevano essere in uso, d'alcuni colori di cave, come terre rosse scure, il cinabrese, e certi verdi in vetro. Si sono similmente ritrovate poi la terra d'ombra, che è di cava, il giallo santo, gli smalti a fresco, ed in olio: ed alcuni verdi, e gialli in vetro, de quali mancarono i pittori di quell' età. *Trattò finalmente*

*) Daß unter diesen von seinem Lehrer dem Cennini mitgetheilten Kenntnissen die Bereitung der Farben mit Oel nicht mit begriffen ist, und diese also nicht als dem Agnolo Gadi schon bekannt angesehen werden kann, bedarf wohl kaum einer Erinnerung.

de' Musaici, del macinare i colori a olio, per far campi rossi, azzuri, verdi, e d'altre maniere: e de' mordenti per mettere d'oro, *ma non già per figure.*

Allerdings beweist diese Stelle, daß Vasari es sehr wohl wußte, daß die Beymischung des Oels zur Farbenbereitung schon in jenen Zeiten in Italien nicht unbekannt war; ob es gleich nicht so ganz einerley ist, wenn Theophilus sagt, dieser Gebrauch der Oelfarben würde bey Bildern, oder wirklichen Gemälden, zu langweilig und ermüdend seyn; und wenn Vasari erinnert, es sey in jener Schrift zur Mosaik, und zum Vertreiben der dazu bestimmten Farben mit Oel, auch zur Beitzung und Vergoldung der musivischen Arbeit, Anleitung gegeben worden, und dann nur hierbey hinzusetzt: ma non già per figure.

Eben diese Stelle findet sich noch ausführlicher beym Baldinucci *); und Herr v. B. theilt aus diesem Schriftsteller noch einige weitere Nachrichten über die Handschrift mit, worin sie enthalten war. Sie befindet sich jetzt in der Bibliothek St. Lorenzo zu Florenz. Baldinucci setzt hinzu, daß dies Buch im Jahr 1437 geendigt sey, und folgert

*) Notizie de' Professori del Disegno; Fir. 1767. T. I. Decenn. VIII. del. Sec. II. p. 182.

daraus, die Oelmalerey sey erst zwischen den Jahren 1410 und 1440 dem Cennini bekannt geworden, und er habe sie in seiner Schrift noch als ein großes Geheimniß aufgezeichnet, indem er im 89sten Kapitel sage: Innanzi che più oltre vada, ti voglio insegnare a lavorare d'olio in muro, o in tavola, che l'usano molto i Tedeschi. Unter diesen, setzt B. hinzu, verstehe er auch die Flamänder, und bemerkt noch, daß Cennini hier bloß der Gemälde auf Kalk und Holz, nicht aber der neuern Oelmalerey auf Leinewand, erwähne.

„Aber, sagt Herr v. Budberg, diese Zeitbe„stimmung von 1410 bis 1440, in welcher Cennino „di Drea Cennini dieses Geheimniß soll erlernt „haben, ist und kann nur Muthmaßung seyn, da „Cennino sein Manuscript schon im Jahr 1437 „endete, nicht aber in diesem Jahre schrieb, wie „Bottari behauptet *).“ — Bottari aber redet sehr bestimmt. Er sagt: Cennini sey in diesem Jahre 1437 Schulden halber in Verhaft gerathen; und während seiner Gefangenschaft habe er dies Buch geschrieben.

Doch, er mag es immerhin um zwanzig Jahre früher angefangen oder gar geendigt haben; was

*) *Vasari*, Vite de' Pittori &c. per *Bottari*, T. III. Giunta alle Note del Tomo Primo, p. 21.

thut das zur Sache? Cennini legt ja die Erfindung ausdrücklich den *Tedeschi* bey, worunter hier denn freylich wohl Niederländer zu verstehen sind; und Antonello von Messina machte ja höchst wahrscheinlich in Italien schon früher Gebrauch davon. Man sieht also, daß diese Handschrift höchstens nur dazu dienen kann, von der Richtigkeit des Umstandes, daß die eigentliche Oelmalerey durch Joh. v. Eyck entdeckt worden, ein Zeugniß mehr zu geben, daß sie aber von dem früheren Gebrauche der Oelfarben nichts beweiset, und folglich mit der Schrift des Theophilus auf keine Weise in Parallele zu setzen ist. Auf Vasari's Unbefangenheit und Glaubwürdigkeit, die ich übrigens gern in ihren Würden lasse, scheint mir eben so wenig daraus zu schließen zu seyn.

Hätten also auch Lessing und Hr. v. Murr und Raspe diese Stelle im Vasari nicht übersehen— welches doch immer sehr verzeihlich bleibt —: so würden sie darauf schwerlich so viel Gewicht gelegt haben, wie sie in den Augen des Hrn. v. B. zu haben schien, der einem offenbar spätern Zeugnisse das Ansehen eines frühern zu geben sucht.

Ende des zwölften Theils.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lessing, Gotthold Ephraim,

Gotthold Ephraim Lessings sämmtliche Schriften

Bd.: 12

Berlin (1793)

Opp. 527-12
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10604309-6
VD18 80221459-001